



Wir wünschen allen Freunden des Bessarabiendeutschen Vereins ein gesundes und frohes Neues Jahr!



Vor allem wünschen wir uns, dass wir die lebendige Begegnung in unseren regionalen Kulturveranstaltungen und in unseren Heimatgemeinden in Bessarabien und der Dobrudscha bald wieder aufnehmen können.

AUS DEM INHALT:

Wertvolle Forschungsquelle:
Der Dobrudschabote – 1977–2008

Seite 12

Eine Rückschau zum Abschied von Krasna Seite 6

2021 – Festjahr zum Thema
„jüdisches Leben in Deutschland“

Seite 18

Die Dürre und ihre dramatischen Folgen
in Bessarabien Seite 8

Neues aus dem Heimatmuseum –
Aktuelle Anfragen an das Archiv

Seite 21

INHALT:

DER BESSARABIENDEUTSCHE VEREIN E. V.

Zum Neuen Jahr 2021 3

ERINNERUNGEN

Ein Bessaraber aus Santa Barbara in Kalifornien – Teil 2 .. 4
 Die Wurzeln bleiben 6
 Eine Rückschau zum Abschied von Krasna 6
 Da werden Erinnerungen wach..... 7
 Gedicht: Auch wenn ihr Araber seid..... 8

BESSARABIEN HEUTE

Im Kampf gegen Corona..... 8
 Die Dürre und ihre dramatischen Folgen in Bessarabien .. 8
 Verfassungskrise in der Ukraine 9
 Kritische Stimmen zur Wahl in Moldau..... 9

BILDER DES MONATS JANUAR 2021..... 10

DOBRUDSCHADEUTSCHE

Biografie: Frauen können mehr aushalten als Männer..... 11
 Wertvolle Forschungsquelle:
 Der Dobrudschabote – 1977–2008 12

GESCHICHTE UND KULTUR

Die Koch-Familien aus Bessarabien und der
 Dobrudscha in Kanada und Deutschland – Teil 1 12
 Gedicht: Das Schlachtefest..... 14
 Karl Rüb – Pionier, Wegbereiter und Visionär – Teil 2 ... 15
 Das „Zackel“ – eine geklöppelte Kostbarkeit 17

KIRCHLICHES LEBEN

Barmherzigkeit Gottes – Barmherzigkeit der Menschen . 18
 Gedicht: Welche Freude 18

ÜBER DEN TELLERRAND

2021 – Festjahr zum Thema
 „jüdisches Leben in Deutschland“ 18
 Lomir redn Jiddisch..... 19

NEUES AUS DEM HEIMATMUSEUM –

AKTUELLE ANFRAGEN AN DAS ARCHIV 21

SPENDEN / FAMILIENANZEIGEN / IMPRESSUM 19–24

TERMINE 2021

Liebe Leser, wissen Sie von einer interessanten Ausstellung, Aktion in sozialen Netzwerken oder ähnlichem? Lassen Sie es uns gerne wissen und andere Leser teilhaben!

- 12.–16.05.2021 Ökumenischer Kirchentag in Frankfurt/Main und digital
 29.05.2021 Kulturtag im Heimathaus in Stuttgart zum Thema „Karl Rüb“
 25.09.2021 Gedenktag der Verschwundenen Umsiedler im Heimathaus in Stuttgart
 16.10.2021 Kulturtag im Heimathaus in Stuttgart zum Thema „Deutsche, Juden und andere Völker in Bessarabien“
 12.–14.11.2021 Herbsttagung in Bad Sachsa

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
 Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
 an Wochenenden für Gruppen nach telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser, Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes erscheint am 4. Februar 2021

Redaktionsschluss für die Februar-Ausgabe ist am 15. Januar 2021

Redaktion: Anne Seemann
 Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.



Zum Neuen Jahr 2021

Liebe Mitglieder und Freunde des Bessarabiendeutschen Vereins,

das Neue Jahr 2021 beginnen wir im Lock-down, doch es gibt Hoffnung auf ein absehbares Ende der schwersten Corona-bedingten Einschränkungen. „Bis zur Herbsttagung sind wir alle durchgeimpft“, sagen wir im engeren Vorstand, um uns Mut zu machen. Bis dahin fließt aber noch viel Wasser die Weser hinunter. Es war noch nie so schwer wie heute, konkrete Pläne zu machen. Wir können nur abwarten, uns rüsten und bereit sein.

Regionale Kulturveranstaltungen

Mit großem Schwung haben wir Anfang 2020 die Stärkung der Regionen angepackt. In einer Regionalkonferenz am 2. Februar kamen die erfahrensten Organisatoren regionaler Kulturveranstaltungen – Bessarabertreffen, Dobrudschatreffen, Heimatgemeinden, Kochkurse – zusammen, haben sich ausgetauscht und erste Absprachen für eine stärkere Koordination getroffen. Doch dann kam Corona. Nach und nach wurden fast alle geplanten Veranstaltungen abgesagt, zuletzt auch die Herbsttermine in Stuttgart und in Bad Sachsa. Im Moment ist nicht absehbar, ob die traditionellen Treffen im Frühjahr 2021 stattfinden können. Sobald sich die Lage klärt, werden wir die Regionalkonferenz erneut einberufen.

Unter Corona-Bedingungen wurden immerhin zwei Veranstaltungen durchgeführt: Die Feierstunde „80 Jahre Umsiedlung“ am 25. September 2020 in Stuttgart und das Dobrudscha-Treffen am 10. Oktober 2020 in Freyburg. Über beide wird berichtet im Mitteilungsblatt vom November 2020. Die mitgeteilten organisatorischen Überlegungen sind sicher auch für die anderen regionalen Treffen interessant. Generell kann man sagen, dass die Anwendung der Abstandsregeln und der Hygieneauflagen auf die jeweiligen örtlichen Bedingungen viel Arbeit macht, während die Anzahl der Besucher begrenzt werden muss. Ob das Verhältnis von Aufwand und Nutzen sich lohnt? – Ich würde mich sehr freuen, wenn noch mehr regionale Organisationsteams diese Frage mit „Ja“ beantworten. Auch im kleineren Rahmen und auf Abstand tun die Treffen dem Sozialleben im Verein einfach gut.

Landesstellen

Der Gesamtvorstand beschloss am 14. März 2020 die Einrichtung von Landesstellen des Bessarabiendeutschen Vereins und benannte Kandidaten für die neue Rolle der Landesvorsitzenden. Eine wichtige Funktion der Landesstellen ist die Einwerbung öffentlicher Förderung für unsere regionalen Kulturveranstaltungen, die nach Bundesländern organisiert ist. In einem Fall konnte dieses Konzept erfolgreich umgesetzt werden: Die

Landesstelle Nord mit der Landesvorsitzenden Erika Wiener wurde eingerichtet und bei den zuständigen Stellen in Niedersachsen angemeldet. Ein Förderantrag für die Herbsttagung 2020 in Bad Sachsa wurde gestellt und positiv beschieden. Leider konnte dann die Herbsttagung nicht stattfinden, doch wir sind zuversichtlich, dass die Übertragung der nicht in Anspruch genommenen finanziellen Mittel nach 2021 genehmigt werden wird. Nach dem Beispiel der Landesstelle Nord können bei Bedarf weitere Landesstellen eingerichtet werden.

Bundestreffen

Eine schmerzliche Vernunftentscheidung war die Absage des 44. Bundestreffens, das ursprünglich für den 17. Mai 2020 geplant war, dann am 6. Juni 2021 nachgeholt werden sollte und nun ganz ausfällt. Eine Großveranstaltung mit normalerweise 500 Teilnehmern unter Corona-Bedingungen zu organisieren, hätte unsere begrenzten Möglichkeiten überfordert – ganz abgesehen von dem unkalkulierbaren Risiko, kurz vor dem Ziel durch behördliche Weisung absagen zu müssen. Das Thema des 44. Bundestreffens „Vor 80 Jahren – Umsiedlung und Ansiedlung im eroberten Polen“ ist bei unseren Landsleuten auf gute Resonanz gestoßen und wurde in einer Vielzahl von Lebenserinnerungen im Mitteilungsblatt reflektiert. Der geplante Festvortrag von Heinz Fieß und weitere Artikel zum Thema sind im Jahrbuch 2021 erschienen. Auf Beschluss des Gesamtvorstands haben wir einen jährlichen Gedenktag der Verschwundenen Umsiedler eingerichtet, der an den Beginn der Umsiedlung am 25. September 1940 erinnert. In diesem Rahmen hat das übergeordnete Thema der Einwirkung des Nationalsozialismus auf die Bessarabiendeutschen einen dauerhaften Platz gefunden. Das nächste Bundestreffen ist für den 19. Juni 2022 anberaumt. Wie groß wir planen können und welches Thema wir in den Fokus nehmen, wird uns ab dem Sommer 2021 beschäftigen. Wir müssen uns darauf einstellen, dass auch 2022 noch behördliche Auflagen für Großveranstaltungen gelten könnten. Da passt es gut, dass der Ökumenische Kirchentag im Mai 2021 in neuer Form angekündigt ist, teils digital und teils als Präsenzveranstaltung in Frankfurt/Main. Wir werden schauen, ob neue Ideen für die Gestaltung unseres Bundestreffens dabei sind.

Kulturtage

Im Heimathaus in Stuttgart werden im Jahr 2021 gleich zwei Kulturtage stattfinden: Am 29. Mai 2021 soll der Kulturtag 2020 nachgeholt werden, der für den 18. Oktober 2020 geplant war und kurzfristig abgesagt werden musste. Thema ist das Wirken von Dipl.-Ing. Karl Rüb in der Nachkriegszeit

im Raum Stuttgart. Der Fachvortrag von Dr. Hartmut Knopp ist im Mitteilungsblatt in den Ausgaben Dezember 2020 und Januar 2021 abgedruckt.

Der Kulturtag 2021 ist für den 16. Oktober 2021 angekündigt. Das Thema „Deutsche, Juden und andere Völker in Bessarabien“ spricht das Zusammenleben der Ethnien in Bessarabien an und widmet sich besonders dem Verhältnis von Deutschen und Juden. Dass es nicht allzu schlecht war, zeigt der Beitrag von Woldemar Mammel in diesem Heft auf Seite 19. Unser Kulturtag ist als Beitrag zum Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ angemeldet.

Ehrenamtliche Arbeit

Der Bessarabiendeutsche Verein lebt ganz wesentlich aus dem ehrenamtlichen Engagement unserer Mitglieder, in den Regionen ebenso wie im Heimathaus in Stuttgart. Wer schon eine Weile dabei ist, weiß die Gemeinschaft mit den Landsleuten und die Teilhabe an einer wichtigen kulturellen Aufgabe zu schätzen. Doch leider hat sich der Kreis der Ehrenamtler im Heimathaus im letzten Jahr merklich ausgedünnt, durch Umzug, Alter, Krankheit, nicht zuletzt wegen des Corona-Risikos bleiben die Leute zu Hause. Das Küchenteam, die Betreuung von Veranstaltungen, der Buchversand, die Bibliothek, die Familienkunde – an allen Ecken wird dringend Verstärkung gebraucht. Darum haben wir uns vorgenommen, in diesem Jahr 2021 neue ehrenamtliche Mitarbeiter zu gewinnen. Mit diesem Aufruf möchte ich beginnen:

Wer Interesse hat an einer regelmäßigen oder gelegentlichen ehrenamtlichen Mitarbeit im Bessarabiendeutschen Verein meldet sich bitte in der Geschäftsstelle unter 0711 44 00 77-0 oder per E-Mail verein@bessarabien.de.

Barmherzigkeit

„Seid barmherzig“, erinnert uns die Jahreslosung 2021. Der lesenswerten Auslegung von Arnulf Baumann in diesem Heft auf Seite 18 möchte ich einen Aspekt hinzufügen: Seien wir barmherzig mit uns selbst. Wenn ich nachlese, welche große Pläne ich im Neujahrsgruß 2020 skizziert habe, könnte ich mich grämen, dass dieses Corona-Jahr das meiste davon zunichte gemacht hat. Auch wir Gutmeinenden sind im Höher-Schneller-Weiter radikal gestoppt worden. Nachsicht mit meiner begrenzten Kraft ist angesagt. Ich tue einfach was anliegt, von Tag zu Tag. Es wird schon zu etwas Gutem führen.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen und uns allen ein gesegnetes, gesundes Jahr 2021.

Ihre
Brigitte Bornemann
 Bundesvorsitzende

Ein Bessaraber aus Santa Barbara in Kalifornien – Teil 2



Teil 1 finden Sie im Mitteilungsblatt Oktober Seiten 10 ff.

WINAND JESCHKE

Im vorherigen Teil berichtet Winand Jeschke über seine Umsiedlung aus Bessarabien und das Lagerleben in Sachsen.

Im Folgenden schreibt Winand, wie er sein Schulleben meisterte, was ihm am Leben im Warthegau wichtig war, wie er seine Umwelt erlebte und er gibt Einblicke, wie Haus und Hof bewirtschaftet wurden. Seine zum Teil detaillierten Ausführungen zeigen, dass die Erlebnisse ihn als Jungen sehr bewegt haben müssen und in seiner Erinnerung wachgeblieben sind. Dabei kommt es auch zu Aussagen, die hier heute nicht mehr getroffen würden. Die Fakten zur Historie bindet er aus seiner Sicht ein.

Egon und Helga Sprecher

Ansiedlung und Leben im „Warthegau“

... „Im Frühjahr 1941 wurden wir in ein Lager in der Kreisstadt Kosten gebracht, 45 km südlich von Posen, im Warthegau. Nach ein paar Monaten ging es weiter zu einem Lager in Opoleniza, einer polnischen Stadt, mehr in der Richtung Litzmannstadt (Lodz). Hier blieben wir einige Monate.

Die Hauptbeschäftigung für die Kinder war, aus Papier Flugzeuge zu machen oder mit selbstgemachten Karten zu spielen. Leere Zigarettenverpackungen sammelten wir auf der Straße auf und machten Spielkarten daraus. Dabei wurde achtgegeben, dass die gleichen Marken der Verpackungen zusammenkamen, damit jede Karte das gleiche Bild auf der Rückseite hatte. Es gab verschiedene Kartenspiele mit denen sich die Jungen beschäftigten. Eins davon hieß Schafskopf. Beim Papier-Flugzeugwettbewerb war ein dreizehn- oder vierzehnjähriger Junge, dessen Papierflugzeuge immer am weitesten flogen. Jeder versuchte, sein Geheimnis ausfindig zu machen, aber es gelang nicht. Augenscheinlich faltete er das Papierflugzeug genauso wie der Rest von uns, aber irgendwie war es besser. Manchmal hörte ich auch mutige Jungen hinter dem Schuppen, auf der hinteren Seite des Lagerhofes, deutsche Volks- und Soldatenlieder singen. Die Worte und Melodien stimmten manchmal nicht ganz, aber es war doch ein guter Zeitvertreib, da es hier keine Schule gab. Manche Kinder kreischten mit, mit ihren selbst gedichteten Worten. In einem Soldatenlied heißt es: „Soldaten, Kameraden, nimm das Mädchel, nimm das Mädchel bei der Hand.“ Ich hörte jemand singen: „Soldaten, Kamera-

den, hängt das Mädchel mit dem Schädel an die Wand.“ Im Herbst wurden wir wieder nach Kosten verlegt.

Im Allgemeinen war das Lagerleben für Erwachsene langweilig. Kurz vor Weihnachten 1941 wurde unsere Familie in Langenbrück, Kreis Kosten, angesiedelt. Langenbrück, zwischen Kosten und Lissa, hatte etwa 900 Einwohner. Fast alle Bauernhöfe wurden von Volksdeutschen besiedelt. Die ehemaligen polnischen Bauern in diesem Dorf waren von der deutschen Regierung ausgewiesen worden, ihre Höfe mit Leuten aus Bessarabien, Wolynien und dem Baltikum belegt. Die noch vorhanden polnischen Bewohner waren katholisch, und arbeiteten bei den Deutschen, während die Deutschen zum größten Teil evangelisch-lutherisch waren. Unser Haus war voll möbliert als wir ankamen, also, die ausgewiesenen Polen durften nichts mitnehmen. Auf unserem Hof gab es einige polnischen Arbeiter, der älteste von ihnen hieß Joseph Ruta, war so um die 38 Jahre alt und sprach gut deutsch. Er hatte noch sein eigenes Haus und war auf Deputat. Somit war seine siebenköpfige Familie mit Verpflegung versorgt. Sein ältester Sohn hieß Joseph und war 14 Jahre alt, Barbara 10, Christiene 8, Stach 6 und Da Deus 3 Jahre alt. Barbara, Christiene und Stachu sprachen verhältnismäßig gut deutsch, und so war es für mich nicht nötig, polnisch zu lernen. Der älteste Sohn arbeitete schon auf einem anderen Hof und war nicht oft zu erblicken. Mit diesen Kindern traf ich mich immer nach der Schule zum Spielen.

Es gab keine Schule für polnische Kinder. In der ehemaligen polnischen Schule wurden jetzt deutsche Kinder unterrichtet. Ich wurde öfter von deutschen Kindern verspottet, weil ich mit polnischen Kindern spielte. Die müssen wohl vom Nationalsozialismus angehaucht worden sein.

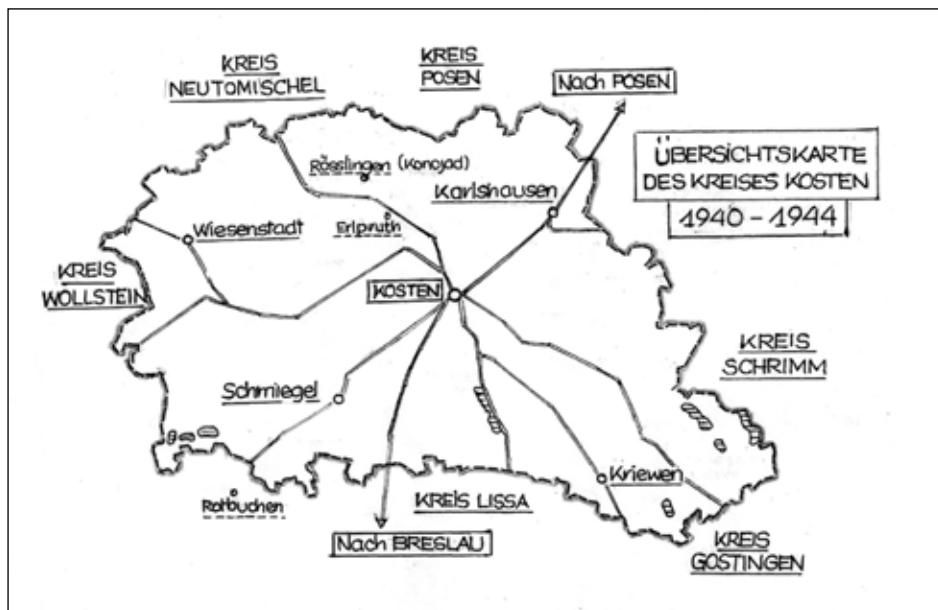
Anfang 1942 ging ich in Langenbrück zur Schule. Ich wurde in die zweite Klasse gesteckt. Durch das unregelmäßige Schulsystem in den Lagern hatte ich noch nicht das richtige Wissen, um in der zweiten Klasse zu sein. Ich kann mich noch gut entsinnen, wie es im Kostener Lager war. Alle acht Klassen waren in einem großen Raum. Eine Lehrerin teilte die Schüler in ihre jeweilige Klasse ein, und wir Abc-Schützen in der ersten und zweiten Klasse bekamen ein kleines Schreibheft und ein Buch und mussten davon abschreiben. Die ganze Schulzeit dauerte nicht länger als zwei bis drei Stunden pro Tag. Nach jeder Stunde war eine Pause. Während wir Anfänger uns beim Ab-

schreiben abplagten, beschäftigte die Lehrerin die höheren Klassen mit Rechnen, Lesen, Geschichte usw. Manchmal zu Beginn einer Pause kam die Lehrerin zu mir und sah, dass ich meine Abschrift noch nicht fertig hatte. „Lies doch den ganzen Satz und schreib es auf“, sagte sie, aber ich war noch nicht so weit. Buchstabe um Buchstabe malte ich so langsam jedes Wort dahin. Erst als ich in Langenbrück zur Schule ging, machte ich einige Fortschritte. Als Neuling mitten im Semester angekommen, wurde es mir schwer, mitzukommen, und mit meinem Leipziger bessarabischen Platt fiel ich sofort auf. Die meisten Schüler sprachen Hochdeutsch. Ein Mädchen in meiner Klasse sprach Schwäbisch.

Mein erster Lehrer in Langenbrück im Januar 1942 war Herbert Knauer, er war vorher Lehrer und Schuldirektor in Leipzig, Bessarabien gewesen. Er wohnte mit seiner Familie in Kosten und kam mit dem Bus zu unserer Schule. Nach einigen Wochen übernahm er die dritte Klasse, und wir bekamen eine ältere Lehrerin aus dem Rheinland mit Namen Pareik. Frau Pareik erzählte uns, dass sie ausgebombt sei und mit ihrem Mann jetzt in Schmiegel, einem größeren Nachbardorf, wohne. Sie kam auch mit dem Bus zur Schule. Ich war nun schon neun Jahre alt, und wurde in diesem Herbst in die dritte Klasse versetzt, nicht, weil ich so gut war, aber weil ich für mein Alter ein Nachzügler war und eigentlich sowieso in diese Klasse gehörte.

Nun hatte ich wieder Herrn Knauer als Lehrer. Er war streng. Es ging nun langsam zum Winter hinein, und die Busse fuhren nicht mehr regelmäßig, denn Herr Knauer nahm ein Zimmer in unserem Haus. Gewöhnlich war es nach 14:30 Uhr, wenn Lehrer Knauer und ich nach Hause kamen. Die anderen Leute auf unserem Hof hatten schon gegessen, und so bewahrte meine Mutter warmes Essen für uns beide auf.

Beim Essen saßen wir uns gegenüber am Tisch. Manchmal war es mir peinlich, mit ihm am selben Tisch zu essen, nachdem ich in der Schule ein paar Ohrfeigen vom ihm bekommen hatte. Herr Knauer war eigentlich ein gutmütiger Mensch, streng aber gerecht. Ich durfte zu Hause nichts sagen, wenn ich in der Schule bestraft worden war, sonst hätte ich von meinem Vater nochmal Dresche bekommen. Es dauerte für mich weniger als zehn Minuten, zu Fuß zur Schule zu kommen, Herr Knauer fuhr auch mit dem Fahrrad hin. Im Winter 1942 kam ich zu Fuß schneller nach Hause



Landkreis Kosten

Bild: Egon Sprecher

als Lehrer Knauer mit seinem Fahrrad. Wenn er ankam, war ich gewöhnlich schon auf dem Teich im Hof beim Schlittschuhlaufen. Manchmal schaute er von weitem einige Minuten zu, bevor wir zum Essen ins Haus gingen. Einmal blieb er länger am Teichrand stehen, und schaute zu, wie ich ihm ein kleines Eisballett vorführte. Am nächsten Tag sagte er in der Klasse: „Na, der Winand ist nicht gut in der Klasse, aber Schlittschuhlaufen kann er sehr gut.“ Nach einer Weile nahm er es auf sich, mich zu Hause bei den Schulaufgaben zu kontrollieren. In seiner Gegenwart musste ich meine Schulaufgaben für den nächsten Tag machen. So ging es eine ganze Zeit, und meine Zensuren wurden etwas besser. Im Frühjahr 1943 kam ich in die vierte Klasse, nachdem ich in der dritten Klasse mit den Zensuren gerade so hindurchgerasselt war. Jetzt hatte ich eine andere Lehrerin aus Hamburg. Sie war auch Bannmädelführerin, war also nebenbei bei dem Bund Deutscher Mädchen (BDM) tätig. Lehrer Knauer wurde bald darauf nach Kosten versetzt, was für ihn im Lehreramts auch leichter war. Er wurde dann im Sommer in die deutsche Wehrmacht eingezogen, Frau Pareik, die die erste und zweite Klasse unterrichtete, fand eine Anstellung in der Hauptschule in Schmiegel, wo ihr Mann als Lehrer und Direktor tätig war. So änderte sich das Lehrerkollegium in Langenbrück. Nach dem Abschluss der vierten Klasse im Frühjahr 1944 hatte ich ein verhältnismäßig gutes Zeugnis und wurde in Schmiegel in der Hauptschule aufgenommen. Ich hatte nun Frau Pareik wieder als Lehrerin. Schmiegel lag auf einem Hügel, und mit dem Fahrrad dauerte es weniger als fünf-

zehn Minuten, die drei km von Langenbrück zurück zu legen. Hier im Warthegau spürte man die Kriegereignisse noch nicht so sehr wie in anderen Teilen des deutschen Reiches. Man wusste, dass die Männer nach und nach alle zur Wehrmacht eingezogen würden, und dass schon viele Meldungen von Gefallenen bekannt wurden.



Unser Haus in Langenbrück im Landkreis Kosten

Im Sommer 1944, an einem Sonntagmorgen, gingen ein Freund und ich von Langenbrück nach Kosten, in westlicher Richtung, um eine Familie Pahl aus Leipzig, Bessarabien zu besuchen. Plötzlich sahen wir ein Flugzeuggeschwader am Himmel. Es stellte sich heraus, dass es amerikanische Bomber waren, die nachher ihre Bomben über dem Bahnhof von Posen entluden. Da sich im Spätsommer 1944 die russische Front an Polen heranschob, sahen wir nun schon die ersten Ostflüchtlinge bei uns durchziehen. Es waren zum großen Teil Schwarzmeerdeutsche aus der Ukraine. Mit Pferd und Wagen kamen sie durch Bessarabien, Rumänien, Ungarn, Tschechoslowakei und Schlesien in den Warthegau. Sie waren schon wochenlang unterwegs. Als am Anfang des Krieges mit Russland, 1941, die deutsche Front schnell vorwärtsging, hatten die Russen nicht mehr genug

Zeit, um die Deutschen, die noch nicht nach Sibirien verschleppt waren, auch dorthin zu schaffen. So wurden diese noch Gebliebenen vom Deutschen Heer vom Kommunismus befreit. Unter dem Kommunismus waren alles Land und die Gebäude verstaatlicht, und keiner hatte viel lebenswichtiges Eigentum. Alle arbeiteten auf Kolchosen. Sie lebten sehr arm, von der Hand zum Mund. Nun, da die deutsche Front weit nach Russland hineinzog, beschäftigten sich diese Leute wieder als Bauern und bewirtschafteten große Landflächen. Als aber die Ostfront wieder rückwärtsging, und im Sommer 1944 nahe kam, zogen sie es vor, nicht wieder unter den Kommunismus zu fallen. Etwa 120.000 Schwarzmeerdeutsche machten sich auf den Weg, den Russen zu entkommen. Leider gelangten nur 20.000 von denen in den Westen. Die anderen wurden nach dem Kriege nach Sibirien verschleppt.

Im Herbst 1944 war es eine alltägliche Erscheinung, dass Flüchtlinge bei uns durchzogen. Um Weihnachten war es ein ständiger Flüchtlingsstrom, der mit Pferd und Wagen bei uns durchzog. Jede leere Stallung, Schuppen oder Raum im Haus wurde benützt, um Pferde und Menschen über Nacht unterzubringen. Polen wurden aus deren Wohnungen ausgewiesen, um Platz für Flüchtlinge zu machen. Es herrschte

Hochbetrieb auf den deutschen Höfen. Die meisten deutschen Männer waren schon zur Wehrmacht eingezogen, und so mussten die Frauen die Höfe bewirtschaften und jetzt auch die vielen Flüchtlinge versorgen.

Es war eine gigantische Arbeit. Mein Vater war im September 1944 zur Wehrmacht eingezogen worden, und der Bruder meiner Mutter, der ein paar Monate vorher als Kriegsverwehrt von der Ostfront heimgekehrt war, half

jetzt meiner Mutter bei der Wirtschaft. Er teilte die ganze Arbeit auf dem Hof und auf dem Felde ein und sorgte dafür, dass unsere Ablieferung von Zuckerrüben und Kartoffeln zum Bahnhof der Kreisstadt Kosten pünktlich vonstattenging. Mein Vater sagte mir mal nach dem Krieg, dass er jeden Herbst bis in den Winter hinein 200 Tonnen Zuckerrüben und Kartoffeln auf dem Bahnhof abgeliefert habe, und das alles nur mit Pferd und Wagen.

Als wir in der Hauptschule in Schmiegel unsere Weihnachtsferien begingen, wurde uns gesagt, dass wir nicht wieder zur Schule zurückkommen brauchten, bis wir wieder was von der Schulbehörde hörten...

In der nächsten Fortsetzung wird über die Flucht, den Aufenthalt in der Sowjetischen Zone und die Ansiedlung in Norddeutschland gesprochen.

Die Wurzeln bleiben

KARL-HEINZ ULRICH

Von 2005 bis 2008 habe ich als Pfarrer in der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche der Ukraine (DELKU) gearbeitet. Diese Jahre in Odessa und der Südukraine waren für mich eine ganz besondere Zeit. Denn fast hätte meine Wiege dort gestanden. Meine familialen Wurzeln stecken sicher noch heute in dieser Region. Meine mütterlichen und väterlichen Vorfahren kamen Anfang des 19. Jahrhunderts nach Bessarabien und siedelten an ganz unterschiedlichen Orten, Borodino und Lichtental, später in Jekaterinowka und Fürstenfeld II. Die konnte ich bei meinen Recherchen leicht ausfindig machen.

Einige Jahre vor Odessa habe ich als Seemannspastor in Westafrika gearbeitet. Damals, in der Zeit des Kalten Krieges und des Eisernen Vorhangs, hatte ich das große Glück, auf sowjetischen Schiffen bei uns im Hafen Besuche machen zu können. So kam ich damals mit vielen freundlichen und oft auch sehr interessanten russischen Menschen zusammen. Immer wieder traf ich welche, deren Hei-

matorte in der Region Bessarabien lagen. Sie waren dann sehr erstaunt, wenn ich ihnen sagte, dass meine Eltern und Geschwister lange Zeit dort gelebt hatten. Von früheren Deutschen in ihrer Heimat hatten sie nie etwas gehört.

Viele Schiffingenieure und -offiziere werden bis heute an der Maritimen Akademie in Odessa ausgebildet. Sie fahren auf vielen Schiffen auf allen Weltmeeren, auch oft auf deutschen Kreuzfahrtschiffen. Während meiner Gottesdienste kam immer wieder einmal ein Seemann, um sich von mir vor seiner neuerlichen Abreise mit dem Schiff segnen zu lassen.

Wanderwege

Wäre Hitler nicht an die Macht und auf die idiotische Idee gekommen, Polen zur ersten germanischen Kolonie im slawischen Territorium zu machen, wäre ich sicher auch in Bessarabien geboren worden. So aber musste meine Familie gegen ihren Willen ihre damalige Heimat verlassen. Im gerade eroberten „Korridor“ (in Westpreußen) wurde sie angesiedelt. Von dort sind sie 1945 geflohen und ka-

men nach Norddeutschland. Welch eine wunderbare Fügung, dass mich meine Arbeit für ein paar Jahre dorthin geführt hat, wo sie gerne weitergelebt hätten.

Neue, alte Familienbände

Zum Dorf Fürstenfeld II, in dem meine Familie zuletzt gelebt hatte, war es von Odessa nicht weit. Natürlich bin ich öfter dorthin gefahren. Einmal habe ich meine Schwester Olga nach Fürstenfeld mitgenommen. Wir suchten das Haus auf, in dem sie 1939 zur Welt gekommen war. Ich kannte die Frau schon, die jetzt mit ihrer Familie in diesem Haus lebt. Sie heißt ebenfalls Olga, und sie ist ebenso alt wie meine Schwester. Beide waren zutiefst gerührt, als sie sich gegenseitig ihre Umsiedlungsgeschichten erzählten. Die jetzt moldawische Olga war mit ihren Eltern nach dem Krieg von Stalin aus ihrer Heimat in Weißrussland nach Fürstenfeld umgesiedelt worden. Mit einer spontanen feierlichen Zeremonie und einem anschließenden Essen nahmen sie meine Schwester in ihre Familie auf. Es wurde eine Versöhnung unter Tränen.

Eine Rückschau zum Abschied von Krasna

MAX RIEHL UND OTTO RIEHL

Am 29.09.40 war der letzte Glockenruf von 9.30 bis 10.00 Uhr zur Abschieds-Messe (die Kirche war zu klein) und beim Prozessions-Gang zum Abschied von den Toten auf dem Friedhof. Die Glocken der Kirche und der Friedhofskapelle wurden für 3 Stunden ununterbrochen von 12 jungen Männern abwechselnd bedient.

Der Abschieds-Verlauf kann mit wenigen Worten nicht geschildert werden.

Ein ruhiger Schlaf war nach dem 29.09.40 bei Tag und Nacht nicht mehr möglich. Der Tag wurde zur Nacht und die Nacht wurde durch das Brüllen der Kühe, Schafe, Schweine bei der Suche nach ihren Hauswirten zur Qual. Die frei herumlaufenden Katzen und Hunde lebten im Schlaraffenland von den Resten, die beim übermäßigen Wein-Konsum unter den Tischen landeten. Die Lautstärke der herrenlosen Tiere wurde zusätzlich verstärkt, weil der ganze Wein getrunken wurde, den man den Russen nicht zurücklassen wollte. Für Ordnung zu sorgen, dafür war niemand zuständig.

Unser Abschied von Krasna begann am Nachmittag des 02.10.40 mit einem Schlachtfest: mehrere Lämmer, Hühner,

Enten, Gänse und ein kräftiges Kalb wurden geschlachtet. Im Freien wurde auf offenem Feuer gekocht und gebraten, des Weiteren auf den Herden in Sommer- und Winterküchen und auf Vorrat im Backofen für die letzten Tage der Männer in Krasna. Ungezählte Männer, deren Frauen mit den Kindern schon am 29.09. abgefahren waren, kamen zur Hilfe und sorgten für reichlich Nachschub an Wein und allem weiteren, was noch an Essbarem in den eigenen Kellern und denen der Nachbarn auffindbar war. Nach Aussagen wurde das Schlacht-Essen bis zur Abfahrt der Männer am 10.10.40 abwechselnd in Gehöften kräftig gefeiert mit Essen, Trinken und Kartenspielen.

Für uns Kinder war in den Tagen im Hof kein Platz, wir mussten vom 02.10.40 abends bis zum frühen Morgen am 04.10.40 im Haus bleiben, damit der reichlich konsumierte Wein ungestört ausdunsten konnte.

An diesem Morgen sind unsere Mutter/Oma Veronika Riehl mit den Kindern (Irma und den Jüngeren) gegen 09.00 Uhr von Krasna abgefahren mit Ziel Kilia. Dorthin wurden wir mit dem Zweiergespann gebracht.

Am 05.10.1940 gegen 16.00 Uhr sind wir mit einem Donau Dampfer von Kilia

nach Semlin, Zemun, Belgrade, SRB, geschippert.

Ankunft in Semlin am 10.10.40 gegen Mittag und hatten dort schöne Tage mit Betreuungshelfern von Volksdeutschen aus Jugoslawien.

Abfahrt mit der Bahn am 14.10.40 nach Pirna in Sachsen ins Haupt-Sammel-Lager für Krasna.

Unser Vater/Opa Eduard mit seinen beiden Söhnen Josef und Lorenz (die über 16 Jahre waren) kamen mit den Männern eine Woche später nach Pirna.

Nach der Unterbringung in Pirna kam die Verlegung in die Neben-Lager Königstein, Tüschental (bei Lizmannstadt Lotz) bis zur Ansiedlung in Schönrode (Kruszki).

Ansiedlung am 01.11.41 und Abreise zur Flucht am 22.01.1945 bis Knüppeldam (Waren-Möriz). Weitere Flucht nach Haßbergen a/d Weser bis Sommer 1950. Ins Land, das unsere Ahnen aus Not um 1800 verlassen haben, hat uns die Not zurückgeführt. Wir sind nun Daheim und sagen unseren Eltern täglich Danke für ihr Ja zur Umsiedlung.

Aus den bitteren Tränen der Eltern ist unser glückliches Daheim geworden und wir ehren das Land, wo unsere Ahnen ihre ewige Ruhe gefunden haben.

Da werden Erinnerungen wach

Max Riehl in Höhenberg

MARKUS MÜLLER

Der Bericht erschien unter dem Titel „Unvergessliche Zeiten in Höhenberg erlebt – Max Riehl (92) aus Koblenz kehrte auf den Bauernhof von Familie Obermeier in Höhenberg zurück“ im Traunreuter Anzeiger Nr. 197, S. 25.

Ein Wiedersehen der besonderen Art feierte der 92-jährige Koblenzer Max Riehl an einem Samstag im August auf dem geschichtsträchtigen Bauernhof der Familie Obermeier in Höhenberg. Für drei Tage kehrte er an den Ort zurück, an dem er von 1942 bis 1944 als Jugendlicher und dann 1945/46 kurz nach dem Zweiten Weltkrieg als junger Mann bei Benno und Walburga Obermeier – den Großeltern des heutigen Seniorbauers, Traunreuter Stadtrats und Kreisrats Paul Obermeier – unvergessliche Zeiten erlebt hatte.

Schon auf der stundenlangen Hinfahrt gingen Riehl unzählige Erinnerungen durch den Kopf, und die Vorfreude wuchs von Kilometer zu Kilometer, mit denen man sich dem Zielort näherte. Bei der Ankunft strahlte er dann mit Tochter Veronika und Schwiegersohn August Hollmann, die ihn gerne nach Bayern begleiteten, und der gastgebenden Drei-Generationen-Familie Obermeier um die Wette und zog ganz beschwingt wie ein junger Hüpfen seinen Koffer aus dem Auto.

Rückblick

Vor 78 Jahren war der in Bessarabien geborene Riehl als 14-jähriger Bub erstmals im Rahmen eines Landjugendaustausches von Westpreußen aus nach Oberbayern gekommen, um nach seiner Schulzeit die deutsche Sprache und Rechtschreibung besser zu erlernen. Doch schon am Bahnsteig in München kamen ihm erste Zweifel, ob er damit wirklich die richtige Wahl getroffen hatte. „Geht's umme auf Gleis oans, da Zug fot auf Soizburg, z'Draunstoa steigt's um in den Zug nach Droschbeag und dann kemt's auf Stoa“, erklärte ihm und seinem mitreisenden Freund Georg ein Bahnbeamter die vor ihnen liegende Fahrtstrecke, doch die beiden verstanden natürlich nur „Bahnhof“. War man irrtümlicher Weise in den falschen Zug gestiegen und nun im fernen Ausland gestrandet? Riehl gab aber nicht so schnell auf und erreichte doch noch den angepeilten Bauernhof in Höhenberg, den er sich in seinen kühnen Träumen eigentlich mitten in den Bergen vorgestellt hatte. Das malerische Voralpenland war aber natürlich auch keine schlechte neue Wahl-

heimat. Riehl begann dort eine zweijährige Lehre auf dem Hof, akklimatisierte sich schnell und schloss Freundschaften. Um aber endgültig von der ortsansässigen Jugend als „echter Bayer“ akzeptiert zu werden, musste er nach eigener Aussage erst noch einen komplizierten boarischen Spruch mit „Oachkatzlschwoaf“ zehn Mal hintereinander fehlerfrei sprechen. An Akribie und Fleiß mangelte es dem späteren Maurer, Geflügelhofbetreiber, Gemeinderat, Schöffen und Vereinsvorsitzenden schon damals nicht, und so bestand er die Aufnahmeprüfung mit Bravour.

Keine Arbeit war ihm zu beschwerlich

Keine Arbeit sei ihm damals auf dem Hof und den nahen Wiesen und Feldern zu hart gewesen, „nur im Hühnerstall habe ich mich gar nicht gerne aufgehhalten“, verriet Riehl beim Wiedersehen. Er musste dabei selbst ein wenig schmunzeln, denn Ende der 1950er-Jahre gründete er in Koblenz-Güls einen kleinen Hühnerhof, der immer größer wurde und irgendwann bis zu 27 000 Hühner beherbergte. Den Betrieb führen nun Tochter und Schwiegersohn. Besonders dankbar ist er seinen längst verstorbenen damaligen Gastgebern Benno und Walburga Obermeier dafür, dass diese ihn nach der Kriegsgefangenschaft im August 1945 ein zweites Mal bei sich aufgenommen hatten. „Ich stand mit zerfetzten Klamotten vor der Tür, war ganz verdreht und bat darum, im Stall auf Stroh schlafen zu dürfen, weil ich Angst hatte, Läuse zu haben“, erinnerte sich Riehl an das herzliche Wiedersehen.

Kurz vor Kriegsende musste er an die Ostfront

Hintergrund: Wenige Wochen vor Kriegsende war er zur Wehrmacht eingezogen worden und kam am 25. April an die Ostfront bei Stettin, wo sich die deutsche Niederlage längst abzeichnete. „Ein Offizier hat mich angeschrien: ‚schießen, schießen‘, ich weiß nicht wo die Kugel hingegangen ist, aber ich habe damals als Soldat nur diesen einen Schuss abgegeben“, erzählt Riehl, als wäre es gestern gewesen. Beim Rückzug musste er mit ansehen, wie ein älterer Kamerad, mit dem er sich kurz zuvor noch ausgetauscht hatte, durch feindlichen Beschuss tödlich getroffen wurde. Traumatisiert und entkräftet kam er nach einer wahren Odyssee zurück nach Höhenberg, wo er sich einst so richtig wohl und geborgen gefühlt hatte. Trotzdem zog ihn das Heimweh 1946 ins niedersächsi-



Max Riehl mit Tochter Veronika und Schwiegersohn August Hollmann (links), der gastgebenden Familie Obermeier sowie mitgebrachten feinen Eierlikör-Geschenken vom familieneigenen Geflügelhof,

Foto: Markus Müller

sche Haßbergen, wo sein Vater und seine Geschwister lebten. Höhenberg ließ ihn aber niemals los, und auch die Verbindung zur Familie Obermeier riss nie ab. Dass ihm das Glück im Leben zumeist hold blieb, liegt vielleicht auch an seinem Geburtstag, den der 1927 geborene Riehl stets an Heiligabend feiern darf. „Da gibt es halt leider nur einmal im Jahr Geschenke“, witzelte der rüstige und auch im Kopf jung gebliebene Rentner.

Verbindung nach Höhenberg riss nie ab

Was die Führung des familieneigenen Geflügelhofs anbelangt, sind seine Erfahrung und Expertise noch immer gefragt. Ansonsten verbringt er viel Zeit am Computer und surft und recherchiert mit Vorliebe im Internet. Seine Lebenserinnerungen hat er in Buchform niedergelegt und in mehrere Sprachen übersetzen lassen. Auch als Ehrenvorsitzender des Bessarabiendeutschen Vereins hat er noch gut zu tun. Mitorganisiert hat er einst Hilfstransporte in seine alte Heimat am Schwarzen Meer. Besondere Freude bereiten Riehl seine fünf Kinder, zwölf Enkelkinder und neun Urenkel, die ihn auf Trab halten. Riehls erstaunliches Namensgedächtnis wird schon deshalb stetig trainiert, und so verwundert es nicht, dass er auch die Namen jener Leute, die er vor rund 75 Jahren in Höhenberg und Umgebung kennenlernen durfte, noch immer fast alle im Kopf präsent hat. Da aber nur noch der Sepp, der Bruder des Vaters von Paul Obermeier, lebt, besuchte Riehl mit seiner Familie und den Obermeiers während seines Aufenthalts auch einige Gräber. Die Zeit des dreitägigen Zusammenseins in Höhenberg verging viel zu schnell, doch von den vielen geselligen und lustigen Stunden werden alle bestimmt noch lange zehren können.

Im Nachlass meines Bruders Erwin Issler fand ich dieses lustige Gedicht von Ida Kurki-Briske. Vielleicht ein heiterer Beitrag zum Thema Toleranz.

Beste Grüße!
Hans Issler

Auch wenn ihr Araber seid

*Als wir nach Deutschland kamen,
fiel uns gar manches schwer.
Als erstes mücht ich nennen
den tollen Straßenverkehr.*

*In Litzmannstadt geschab es,
wir gingen in die Stadt,
neugierig zu erkunden,
was es da alles hat.*

*Wir kannten keine Ampeln
und gingen auch bei "Rot"
gelassen über die Straße,
bis uns der Schutzmann droht.*

*Er schrie uns an und tobte:
"Seid ihr denn farbenblind?"
Drauf wir verängstigt sagten,
dass wir Bessarabier sind.*

*Fünf Mark wollt er kassieren,
entsetzt sahen wir uns an
und konnten nicht kapieren,
dass Böses wir getan.*

*Als wir ihn überzeugten:
"Wir wussten nichts davon,
bei uns gab's keine Ampeln",
war freundlicher sein Ton.*

*Er ließ uns lächelnd laufen
und sagt gutmütig breit:
"s nächst Mal, da müsst ihr zahlen,
auch wenn ihr Araber seid!"*

Ida Kurki-Briske

Im Kampf gegen Corona

KARL-HEINZ ULRICH

Laut Information vom 23.11. sind von 538 neuen Covid-Fällen, die im Odessaer Gebiet am gestrigen Tag gemeldet wurden, 138 Kranke in Bessarabien.

In der ganzen Periode vom Anfang der Pandemie an wurden im Arziser Rayon 796 Fälle registriert (davon 35 Kinder und 39 Mediziner), gestorben sind neun Personen.

Im Tarutino-Rayon waren es insgesamt 464 Infizierte (davon 14 Kinder und 36 Mediziner). Gestorben sind neun Personen.

Die Leitung des Tarutinoer Bezirks hat beschlossen, die Ärzte, die gegen Covid kämpfen, auszuzeichnen.

Die Infektionsabteilung des Krankenhauses von Arzis zählt 75 Krankenbetten. Zurzeit sind 80 % der Betten belegt.

Aus: „Nowosti Bessarabien“

Die beiden Bilder zeigen den Eingang der Infektionsabteilung eines der beiden Krankenhäuser in Arzis. Das eine Bild zeigt eine Desinfektionskabine. Sie sind in den Krankenhäusern von Arzis installiert. Dort wird das Krankenhauspersonal beim Eingang ins Krankenhaus und beim Ausgang aus dem Krankenhaus desinfiziert.



Die Dürre und ihre dramatischen Folgen in Bessarabien

KARL-HEINZ ULRICH

Die furchtbare Dürre 2019-2020 wurde zur größten Not seit vielen Jahren. Die Ernte war praktisch völlig vernichtet worden. Ältere Bewohner der Dörfer verglichen diese Dürre mit Ereignissen in den Jahren 1945-1947. Damals gab es auch schreckliche Dürren. Viele Tausend Menschen sind damals an Hunger gestorben.

Besonders betroffen waren in diesem Jahr folgende Rayons: Tarutino, Tatarbunary und Arzis. Die Missernten erreichten auf vielen Höfen fast 100 Prozent.

Die Situation kann ohne Frage als außerordentliche angesehen werden. Der allgemeine Schaden betrug 6,5 Milliarden Griwnja (1 Euro sind 33 Griwnja).

Die bessarabischen Bauern wandten sich an viele staatliche Stellen mit der Bitte um Hilfe. Daraufhin kamen verschiedene Vertreter der Behörden nach Bessarabien und sahen die katastrophale Lage mit eigenen Augen. Es war schon lange in der Bevölkerung und bei den Behörden bekannt, dass der Winter 2019/2020 schneelos geblieben war. Frühling und Sommer 2020 blieb ebenfalls ohne Regen. Dazu herrschte eine große Hitze. Die Behördenvertreter haben verschiedene Hilfsmöglichkeiten besprochen. Aus dem Budget des Odessaer Gebietes bekamen die Bauern 18 Millionen Griwnja.

Im Herbst standen die Bauern vor dem Dilemma „säen oder nicht säen“, weil ihr Samenvorrat fast leer war. Hinzu kommt, dass viele Bauern schon 2018 und 2019, in Erwartung einer guten Ernte, Bankkredite aufgenommen haben.

Darum wenden sich die Bauern jetzt wieder an die Regierung, speziell an die zuständigen Minister, mit der Bitte, ihnen Finanzhilfe zu leisten.

„Ökonomische Wahrheit“ und „Nowosti Bessarabien“, November 2020



Besuchen Sie doch auch einmal die facebook-Seite des Bessarabiendeutschen Vereins:

<https://www.facebook.com/Bessarabiendeutscher-verein-eV-1140295879348306>

Verfassungskrise in der Ukraine

KARL-HEINZ- ULRICH

Durch ein Urteil des Verfassungsgerichts werden die Bemühungen staatlicher Institutionen, die Korruption im Land zu bekämpfen, desavouiert.

Am 27. Oktober 2020 verkündete das ukrainische Verfassungsgericht ein Urteil, das Teile der Antikorruptionsreform in der Ukraine außer Kraft setzt. Das Gericht befand zentrale Elemente der ukrainischen Gesetzgebung zur Korruptionsbekämpfung für nicht verfassungskonform, vor allem die strafrechtliche Verfolgbarkeit falscher Angaben durch Staatsbedienstete in den jährlich fälligen Vermögensdeklarationen.

Seit dem gesellschaftlichen Wandel von 2014 fordern die politischen Eliten in der Ukraine die Bekämpfung der Kor-

ruption, einem großen Problem im öffentlichen Leben der Ukraine. Diese Bekämpfung erfolgte zweigleisig: Zum einen durch die Schaffung einer institutionellen Infrastruktur und zum anderen durch einen entsprechenden rechtlichen Rahmen.

Was den rechtlichen Rahmen anbelangt, so wurde Ende 2014 von der Werchowina Rada (Parlament) das Gesetz zur Korruptionsprävention verabschiedet, das die europäischen Ambitionen der Ukraine bekräftigte. Mit dem jüngst gefällten Urteil des Verfassungsgerichts wurden zentrale Teile dieser Infrastruktur nun gekippt.

Das Urteil geht auf die Klage einer Gruppe von Parlamentsabgeordneten der prorussischen Oppositionsplattform „Für die Zukunft“ (eine Interessenver-

tretung des Oligarchen Ihor Kolomojkyj) zurück.

Diese Gruppe rief wegen des Vorwurfs der Verfassungswidrigkeit der Antikorruptionsreform von 2014 das Gericht an. Die prorussischen politischen Kräfte versuchten immer wieder, gerichtlich gegen den proeuropäischen Kurs der ukrainischen Regierung vorzugehen und so Errungenschaften des Maidans rückgängig zu machen. Mit diesem Urteil nun haben sie damit Erfolg gehabt. Der Präsident und Kräfte der Zivilgesellschaft haben dagegen zwar protestiert. Das Gericht scheint aber so unangreifbar und unabhängig zu sein, dass Änderungen wohl kaum zu erwarten sind. Man kann hinter der Aktion wohl auch die Hand Moskaus vermuten.

Ukraine Analysen 243, vom 27.11.2020

Kritische Stimmen zur Wahl in Moldau

Mitte November 2020 waren Präsidentschaftswahlen in der Republik Moldau, die mit einem Machtwechsel entschieden wurden (wir berichteten: MB 12-20, S. 18 f). Der Sieg von Maia Sandu, deren Partei als pro-europäisch gilt, wurde hier im Westen allgemein als gutes Zeichen für eine Annäherung Moldaus an die EU gewertet. Nun hat unser Redakteur für

kirchliches Leben Karl-Heinz Ulrich im persönlichen Austausch mit guten Freunden und Bekannten, die im Osten Europas leben und sich mit den dortigen politischen Begebenheiten auskennen, eine weitaus pessimistischere Einschätzung der Wahl und der demokratischen Entwicklung ehemaliger Ostblockstaaten erfahren. Die Autoren möchten nicht namentlich

genannt werden, haben aber dennoch erlaubt, dass ihre Worte hier veröffentlicht werden.

Für uns als Bessarabiendeutscher Verein, für Besucher und Unterstützer wird der Machtwechsel vorerst wohl keinen Einfluss auf unsere Arbeit haben. Aber wir können die Situation beobachten und ein offenes Ohr behalten.

Die Redaktion

Lieber Karl-Heinz, sorry, dem Land Deiner Eltern zu nahe zu treten, aber wir haben nun eine Korruptions-Union von Rumänien über Moldova bis in die Ukraine, in der alle nach EU-Geldern rufen und von „Rechtsstaatlichkeit“ und „Rechtssicherheit“ nicht mal wissen, wie diese Wörter buchstabiert werden. Die Dame (Maia Sandu, d. Red.) war immerhin schon Ministerin und sogar Ministerpräsidentin; da hätte sie doch schon etwas Positives vollbringen können. Natürlich wird es so kommen, wie in der Ukraine. „Pro-westlich“ ist nur ein Aushängeschild, um an Vorteile zu kommen. Funktioniert ja auch: die Ukrainer dürfen visumfrei zu uns, ebenso die „pro-westlichen“ Georgier. Das erleichtert ihnen die Bandenbildung und das organisierte Verbrechen bei uns.

Ganz nebenbei, der Transnistrien-Konflikt wird mit „pro-westlichen“ Regierungen in Chişinău auch ewig weiterschweben.

Ich fürchte, nicht mal die Generation Deiner Kinder wird erleben, wie östlich des Eisernen Vorhangs („östlich von Wien“, wie wir zu sagen pflegen) funk-

nierende liberale Demokratien entstehen. Das einzige Land, wo es zu meiner nicht geringen Überraschung zu funktionieren scheint, ist die Mongolei.

Viele Grüße

Dein HU

(Meinen Freund HU kenne ich seit den 90-er Jahren, als wir in der Ukraine zusammengearbeitet haben. Er hat u.a. in der ehem. UdSSR studiert und ist ein Kenner der Länder der ehemaligen Sowjetunion.)

Lieber Karl-Heinz,

Gute Absichten von Sandu, bleiben leider nur Absichten, mit wem wird sie gen Westen gehen, mit alten Männern und alten Frauen? Arbeitsfähige tüchtige Moldauer sind schon längst in Europa und dieser Exodus ist schon nicht mehr zu bremsen.

Ich erinnere mich an Moldau, an Kischinjom in sowjetischer Zeit. Es liegt nicht weit von Odessa und war das Lieblingsziel vieler Reisenden aus Odessa. Gepflegte Städte und Dörfer mit entwickelter Infrastruktur. In Kischinjom konnte man alles kaufen, von der Unterwäsche bis zu schö-

nen Möbeln, was in Moldau produziert wurde, leckere Nationalgerichte genießen; und schöne Weinkeller mit vorzüglichen Weinen luden alle Besucher ein, schmackhafte Tomaten, süß, wie Melonen, die konnte man ohne Brot essen, von den Weintrauben schweige ich schon. Das alles ist schon vorbei.

Was „gute Absichten“ anbetrifft, sind wir schon Profis, jeder Nachfolger ist noch schlechter als der Vorgänger, sie scheitern. Und Enttäuschung der Wähler wird das Ergebnis sein.

Was unsere heutige Situation in der Ukraine anbetrifft: wir sind dem medizinischen Kollaps nahe. Seit dem Frühling wurde wenig gemacht, und wenn heute man in Eile Sportplätze in Krankenhäuser umbaut, das nützt nichts. Die Ärzte sind woanders, vorwiegend in Polen.

Die Hoffnung auf bessere Zeiten stirbt zuletzt, wir versuchen positiv zu denken. Herzliche Grüße!

Ihre J.

(Mit meiner Bekannten J. habe ich in der Ukraine zusammengearbeitet. Ihren Namen nenne ich nicht, um sie nicht zu gefährden.)

Bilder des Monats Januar 2021

Foto Nr. 1



Foto Nr. 2



Wer weiß etwas zum Inhalt dieser mir von Herrn Woldemar Mammel aus Lauterach zugesandten Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos? Erkennen Sie jemanden?

*Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Bessarabiendeutscher Verein e.V.** zu informieren.*

Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!

Ihr Heinz Fieß, Administrator www.bessarabien.de



Frauen können mehr aushalten als Männer

HEINZ-JÜRGEN OERTEL

So lautet der Titel der Biographie einer Dobrudscha-Deutschen, welche Professor Johannes Niermann an der Universität Köln 1995 angefertigt hat. Diese Arbeit scheint noch nirgends veröffentlicht worden zu sein und selbst in der Universität Köln ist die Arbeit nicht im Bibliothekskatalog zu finden. Glücklicherweise fanden sich noch Exemplare, leider nur in Papierform, bei Frau M. Monika Niermann, die sie unserem Verein zur Nutzung dankenswert überlassen hat. Bei der Dobrudscha-Deutschen handelt es sich um Frau Tschernishow geb. Bauer aus Sofular. Nach Umsiedlung(sversuch), Verschleppung in russische Lager, gelangte sie sehr spät in die damalige DDR.

Unter dem Titel „Zurück aus dem hohen Norden“ hat Herr Pastor Hahn bereits 1965 im Rundbrief den Lebensweg der nach Sibirien verschleppten Landsmännin kurz skizziert. Prof. Niermann gelang es erst nach der Wende, ein Interview mit ihr zu führen. Aus diesen Interviewmitschriften entstand die Biographie in der Form eines frei erzählten Lebenslaufs, die jetzt im Verein als PDF für interessierte Leser vorliegt. Im PDF enthalten sind 15 Aquarelle, die Frau M. Monika Niermann, Malerin und Bildhauerin, passend zu Lebensabschnitten der Protagonistin angefertigt hat. (Frau Niermann ist uns bekannt durch ihr Buch „Deutsche Kindheit in der Dobrudscha“.)

Im folgenden folgt die Einführung zur Biografie von Prof. Niermann:

Einführung

Die Erzählerin Maria Tschernishow wurde 1925 in der Dobrudscha geboren. Die Dobrudscha liegt in Rumänien am Schwarzen Meer. Etwa 13.000 Deutsche lebten nach einer Volkszählung 1930 in der Dobrudscha. Diese Personen sprachen die deutsche Sprache und lebten in der deutschen Kultur. Ihre Vorfahren waren vor mehr als einem Jahrhundert aus Deutschland oder zum Teil auch erst ein paar Jahrzehnte vorher ausgewandert. Diese deutsche Volksgruppe in Rumänien hat die Traditionen, die ihre Vorfahren aus Deutschland mitbrachten, zu erhalten und zu festigen versucht. Und das trifft für alle Lebensbereiche zu: für die Familie, die Arbeit, das gemeinschaftliche und religiöse Leben. Fleiß und Arbeitsamkeit und ein religiöses Leben prägten auch das Zusammenleben mit den Angehörigen anderer Sprachgemeinschaften und Kul-



Schwere Waldarbeit in Nordrussland

turen: Rumänen, Juden, Bulgaren, Tataren, Türken, Russen und anderen. Im Dorf Sofular wurde Maria Tschernishow geboren. 1940 wurde sie mit den anderen 13.000 deutschstämmigen Personen nach Deutschland umgesiedelt. Sie verbrachte Jahre in Lagern und wurde dann im Juli 1943 mit ihrer Familie nach Polen in den Warthegau umgesiedelt. Im Mai 1945 flüchtete sie. Sie kam bis zum Juni desselben Jahres in die Tschechoslowakei. Dort wurde sie von sowjetischen Soldaten zur Deportation auf den Weg in die UdSSR gebracht. Zunächst wurde sie in die Ukraine gebracht. Im Jahre 1946 kam sie in die Nähe von Murmansk, 1952 dann nach Seftekar und von 1956 bis 1960 war sie am Eismeer. 1960 kehrte sie mit ihrer inzwischen gegründeten Familie nach Deutschland zurück, und zwar in den östlichen Teil, nach Mecklenburg. Dort lebte sie bis 1993. Maria Tschernishow erzählt von ihrem Leben: von den zwanziger Jahren in Rumänien bis zu den neunziger Jahren im östlichen Teil Deutschlands. Sie erzählt von den Stationen ihres Lebens, von der Arbeit, dem religiösen Leben, dem Leben in der Familie, dem Besuch der Schule in Rumänien, von den Bräuchen und dem einfachen und schweren Leben. Sie erzählt es teilweise in nachvollziehbaren Einzelheiten, in denen sie Situationen nochmals durchlebt.

Das Erzählte ist stets der Stoff ihres Lebens. Sie ist in allem Betroffene. Alle erzählten Begebenheiten sind daher auch ihre Begebenheiten. Das Erzählte ist nicht etwas, das ihr zugetragen wurde, sondern immer hat sie es durchlebt. Als Gelebtes hat sie es erzählt. Daher ist es in keiner Weise konstruiert. Es wird uns durch ihre ureigene Lebenssprache mitgeteilt.

Der in diesem Buch vorliegende Text ist eine überarbeitete Fassung ihrer erzählten Ausführungen. Beibehalten wurde aus dem Erzählten der gesamte Inhalt und wei-



In der DDR ständige Belästigung durch Staatssicherheit und russischen Geheimdienst

testgehend die Form ihrer Ausführungen. Überarbeitet wurde der Verlauf des Erzählten. So findet der Leser dieser Schrift einen zeitlichen Ablauf der erzählten Handlungen vor, wie er im Verlauf des Erzählten sich nicht konsequent wiederfindet. Die Erzählerin hat während des über zwei Wochen dauernden Erzählens in ihrer Biographie vorgegriffen oder Einzelheiten noch nacherzählt, die für dieses Buch in eine chronologische Folge gebracht wurden. An einigen Stellen in diesem Buch merken Fußnoten die chronologische Bearbeitung des erzählenden Textes an.

Erinnerungen sind durch das individuelle Leben und Er-Leben geprägt. Berichten schon 5 Personen vom selben beobachteten Unfall 10 Minuten später je anders, ja manchmal sogar widersprüchlich, so darf es nicht verwundern, wenn scheinbar rein sachliche Ereignisse und Tatbestände von verschiedenen Personen verschieden berichtet werden. Das gilt für einen Zeitraum, der zum Teil mehr als 50 Jahre zurückliegt, in besonderer Weise. Mit dieser Feststellung werden keinesfalls die hier vorliegenden Erzählungen in ihrem Wert gemindert oder in ihrer Richtigkeit angezweifelt. Leser, die manche Teile des von Maria Tschernishow Erzählten miterlebt haben, mögen manches anders sehen. Gerade das aber bleibt jedem Leser unbenommen.

Die Bedeutung des von Maria Tschernishows Erzählten liegt in der Unkonstruiertheit, im Erfahrenen, im Gelebten, welches unmittelbar mitgeteilt wird, nicht gebremst oder aufbereitet durch eine Grammatik oder andere Elemente der Sprache. Dadurch kann der Leser Einblick nehmen in die innere individuelle kulturelle Welt.

Die hier vorgelegte Biographie ist der frei erzählte Lebenslauf, bei dem die in der Kindheit und in der Jugend erworbenen Werte, Lebenserfahrungen und Lebensziele ein ganzes Leben prägten.



Wertvolle Forschungsquelle: Der Dobrudschabote – 1977–2008

AXEL EICHHORN

„Digitalisierung“ ist ein Begriff, der in der Corona-Krise viel benutzt wird. Oft geht es um Online-Lehre, Video-Konferenzen oder die unzureichende Ausstattung von Schulen (siehe auch Mitteilungsblatt vom Dezember, Artikel von Brigitte Bornemann auf S.3.) Auch für unseren Verein ist wichtig, dass unsere großartigen Datensammlungen nicht nur vor Ort im Heimathaus benutzbar sind, sondern für Forscher von weiter weg eingesehen werden können. Natürlich unter Wahrung von Datenschutz und Vereins-Interessen. Das hier vorgestellte Projekt begann vor 5 Jahren, da wurden die ersten Ausgaben des Dobrudscha-Boten gescannt. Jede Seite wurde quasi mit einer Digital-Kamera fotografiert. Etwas später kam eine Software dazu, die mit Zeichenerkennung die Buchstaben und Wörter hinzufügen konnte. Damit liegen jetzt Dokumente im bekannten PDF Format vor, die mit anderen geteilt werden können. Zum Lesen braucht man nicht mehr das vielleicht einzigartige und schützenswerte Original. Man kann am PC über alle Boten hinweg nach beliebigen Begriffen suchen, z.B. nach Orts- oder Familiennamen. Mein Geburtsname „Unterschütz“ ergibt 5 Treffer bei den Überschriften und 8 bei den Bildern.

Bild Nr.	Bildtitel	Seite
1	Kilianskirche in der Patenstadt Heilbronn	Titel
2	Blick in den Saal beim Bundestreffen der Dobrudscha-Deutsche 1999	8
3	Erwin Issler am Rednepult Bundestreffen 1999	9
4	Frau schiebt einen großen Wagen auf der Flucht 1945, Aufnahme von hinten	10
5	Blick in den Saal beim Bundestreffen der Dobrudscha-Deutsche 1999	14
6	Erwin Issler wird vom 1. Bürgermeister der Stadt Heilbronn das Bundesverdienstkreuz am Bande angeheftet.	16
7	Bundesvorsitzender Erwin Issler mit der Verleihungsurkunde Bundesverdienstkreuz 1999	17

Hier ein Ausschnitt von der Webseite, in diesem Fall aus dem Boten Nr. 77 vom August 1999.

All das ist nicht öffentlich, das wäre aus Copyright- wie auch aus Datenschutz-Gesichtspunkten schwierig. Aber man kann es Einzelnen verfügbar machen. Für Familien- und Geschichtsforschung ist das eine große Hilfe. Ich z.B. wohne in Schleswig-Holstein, Heinz Oertel in Sachsen-Anhalt. Zum Heimathaus sind wir beide lange unterwegs, und momentan ist ja an Reisen nicht zu denken. Was wir jetzt beendet haben ist eine Erfassung der Inhalts- und Bildverzeichnisse

der Dobrudschaboten. Damit sind keine Rechte verletzt, und wir können zeigen, welchen Schatz der Verein hat, ohne diesen Schatz selbst jedem direkt zugänglich zu machen.

Von 1977 bis 2008 wurden 96 Dobrudschaboten herausgegeben. Daran haben wir weit über 2000 Überschriften und weit über 2000 Bild-Bezeichnungen extrahiert und im Internet online gestellt, mit Angabe von Botennummer, Seite und Autor (letzteres sofern verfügbar). Wer etwas Interessantes findet, kann sich dann den zugehörigen Boten über den Verein oder im Antiquariat kaufen, einige sind auch über Fernleihe der Büchereien verfügbar.

Für die Jahrbücher der Dobrudscha-Deutschen (1956-1977) liegen solche Verzeichnisse ebenso vor wie auch für die beiden blauen Bücher

„Heimatbuch der Dobrudscha-Deutschen“ und „Lebensweg in Bildern“. An diesen Verzeichnissen haben über die Jahre viele Menschen mitgearbeitet, vor allem Heinz Oertel und Lena Koch Jozefowski aus Ontario. Digitale Zusammenarbeit. Jeder wann und von wo er mag.

Das Inhaltsverzeichnis ist über die Literatursammlung zur Dobrudscha erreichbar <https://www.dobrudscha.eu/literatur.html#Dobrudschaboten>

Die Koch-Familien aus Bessarabien und der Dobrudscha in Kanada und Deutschland – Teil 1

oder: Die Auswanderung der Deutschen als Ergebnis der großen Politik

ARNDT SCHUMANN und
INGRID SCHUMANN, geb. JANKE,
Neudietendorf / Erfurt / Germany

Für die jüngeren Generationen ist es heute völlig normal, dass in vielen Ländern der Welt unter den Namen des eigenen Volkes auch deutsche Familiennamen zu finden sind. Das lag sicher zum Teil an der Wanderlust der Deutschen, vielmehr aber waren die Auswanderungen in zahlreichen Fällen wirtschaftlich bedingt. Allein im letzten Jahrhundert entstanden aus den Weltkriegen Umsiedlungen und Vertreibungen, die die Deutschen als die Ver-

ursacher der Kriege am Ende besonders hart trafen.

Die größte und wirkungsreichste Umsiedlung von Bessarabien- und Dobrudscha-Deutschen fand durch den 2. Weltkrieg statt. Das betraf die Koch-Familien in gleicher Weise. Und so suchten die Familien nach 1945 ihre Angehörigen nicht nur in Deutschland und Europa, sondern ebenso in den USA und in Kanada. Dabei spielte der Umstand, wann Familienmitglieder ausgewandert waren, gar keine Rolle mehr.

Das traf auch auf die Familie Oskar (1905–1992) und Ida (1910–1973) Janke,

geborene Weinberger zu, welche ursprünglich aus der Dobrudscha in Rumänien stammten. Sie war im Rahmen der NS-Aktion „Heim ins Reich“ im Herbst 1940 von den deutschen Behörden in das sogenannte Altreich gekommen. Dies war mit zwei schwierigen Lager-Jahren in Österreich und der Ansiedlung in Mähren, in der Nähe von Brno, verbunden. Zur Familie gehörten die Töchter Charlotte und Edith, beide in Fachria 1934 bzw. 1936 geboren, sowie Ingrid, welche im Februar 1945 in Rybnik, in Tschechien, zur Welt kam. Mit dieser Familie waren die Eltern von Ida Janke, Gottlieb Weinberger (1877–Jan. 1957) und Wilhelmine,



Gottlieb Weinberger (1877–1957) und Wilhelmine, geb. Koch (1887–1957), 1955, Erfurt.



Großeltern Gottfried Koch (1872–1951) und Luise, geb. Flath (1878–1956), vermutlich in Quedlinburg/Harz, in Deutschland, um 1950.



Stella und Edwin Koch, 40. Hochzeitstag 1987, Kanada.



Agnes Koch und Bev Hill, Hochzeit 1986, Kanada.

geborene Koch (1887–Juni 1957) unterwegs und kamen deshalb mit ihnen im Mai 1945 nach Thüringen, in den Ort Neudietendorf, im Landkreis Gotha. Das wurde ihre neue Heimat, hier verbrachten sie ihre letzten Lebensjahre.

Die Flucht der Janke-Familie aus Mähren in der Tschechei nach Thüringen in der Mitte Deutschlands stellte die zweite Vertreibung und den völligen sozialen und wirtschaftlichen Neuanfang für die Familie innerhalb von fünf Jahren dar.

In den Nachkriegsjahren nach 1945 hielt Ida Janke regelmäßig den Kontakt zu einem Bruder ihrer Mutter, zu Reinhold Koch (1891–?) und dessen Sohn Edwin Koch (1925–?) per Brief aufrecht. Diese lebten in Kanada, bereits seit der Auswanderung der Familie Jakob Koch (1848–1907) im Jahre 1907. Darüber wird später noch berichtet werden.

Als es Ida Janke etwa ab 1963 gesundheitlich nicht mehr möglich war, übernahm ihre jüngste Tochter Ingrid die Korrespondenz mit den Koch-Verwandten in Kanada und schrieb in Schülenglisch an die Familie von Edwin Koch. Daraufhin antwortete Stella Koch im Mai 1965 mit einem Brief, der in diesem Jahr im März 2020 von Ingrid Schumann, geborene Janke, wieder gefunden wurde. Stella Koch war damals, als sie den Brief schrieb, 37 Jahre alt. Wenige Monate später, im Dezember 1965, ereignete sich eine schreckliche Gasexplosion und zerstörte das Janke-Haus vollständig. Auch diese Nachricht kam nach Kanada, worauf Stella und Edwin Koch mit großer Anteilnahme reagierten. Stella Koch ist gegenwärtig 92 Jahre jung und lebt in einem Seniorenhaus in Calgary in Kanada. Ingrid Schumann hatte eine Kopie des oben genannten Briefes an Stellas Tochter Agnes

(*1963) geschickt und Stella freute sich riesig, davon zu erfahren, 55 Jahre nach diesen Ereignissen! Sie war gerührt und glücklich, dass es nach so langer Zeit in Deutschland noch Verwandte gibt, die solche Dinge der Familiengeschichte zu schätzen wissen.

So sind die Cousinen 2. Grades, wie man diese wohl nennt, im regen Austausch per Internet, ein Phänomen, das vor 30 Jahren niemand für möglich gehalten hätte. Nun zurück zur Familie Koch in Kanada und den Koch-Nachfahren unserer Familie in Deutschland.

Denn hier soll nun ein weiteres unglaubliches Ereignis der Familien-Geschichte genannt werden, der erneuerte Kontakt zwischen den Familien in Kanada und Deutschland. Dieser entstand zum Zeitpunkt der Deutschen Einheit, als im Sommer 1990 Stella Kochs Tochter, Agnes Koch, einen Brief per Fax an das Bürgermeister-Amt Neudietendorf schickte und um eine Auskunft über die Familie Oskar Janke bat. Agnes Koch verfügte nur noch über die Texte der Jankebriefe, nicht aber über die Umschläge, auf denen die Adresse stand. So kam es zum Fax-Schreiben an das Amt. Diese Nachricht landete bei Ingrid Schumann, geborene Janke, welche von da an die Verbindung zu der Koch-Cousine Agnes hält. Große Unterstützung kam später von Lena Koch, der Ehefrau von Fred Koch, aus Ontario/Kanada hinzu, bei Mitwirkung von Marje Scheunert, einer weiteren Verwandten der Koch-Familie, welche in Alberta lebt. Lena Koch beschäftigt sich seit Jahren mit der Familienforschung und hat sich darin sehr verdient gemacht.

Der „richtige“ Cousin von Ida Janke war Stellas Ehemann Edwin Koch, der bereits verstorben ist. Ida Jankes Mutter, Wilhelmine Weinberger, geborene Koch, war eine Schwester vom Vater des Edwin Koch,

des mittleren Sohnes Reinhold Koch, wie es oben bereits beschrieben wurde.

Die Eltern der beiden Koch-Geschwister Wilhelmine und Reinhold Koch waren Jakob Koch, verstorben 1907, nach seiner Ankunft in Kanada und Euphrosina Pöd (1848–1897); beide hatten in Klöstitz / Bessarabien 1867 geheiratet und lebten dort. Insgesamt gingen aus dieser Ehe neun Kinder hervor, bis die Ehefrau im Jahre 1897 verstarb. Ebenso verstarben zwei Kinder im Baby-Alter, was für schwierige soziale und wirtschaftliche Verhältnisse sprach. Mit vier Kindern (Christian 1869–1901, Margarethe 1871–1926, Gottfried 1872–1952, Ottilie 1875–1945?) siedelte die Familie schließlich in die Dobrudscha über; dort wurden dann die Brüder Philipp (1883) und Reinhold (1891) sowie die Tochter Wilhelmine (1887) in Fachria geboren.

Als zweite Ehefrau von Jakob Koch wird die junge Witwe Barbara Albrecht, geborene Reister angegeben. Aus dieser Ehe stammen fünf Kinder, die sämtlich auch in Fachria geboren wurden.

Die jüngste Tochter Wilhelmine Koch lebte nach dem Tod ihrer Mutter bei ihrer großen Schwester Margarethe (1871–1926), welche mit Adolf Stiller verheiratet war. Da sich Wilhelmine mit ihrer Stiefmutter nicht verstand, war die Familie ihrer Schwester zunächst eine Alternative zur eigenen Familie ihres Vaters mit der neuen Frau.

Die Eheschließung der Wilhelmine, sie war 20 Jahre alt, mit dem Wolga-Deutschen Potemkin-Matrosen Gottlieb Weinberger (1877–1957) im Jahre 1907 kann sicher auch unter diesem Aspekt gesehen werden.

Über die Auswanderung von Jakob Koch mit seiner zweiten Ehefrau Barbara Alb-



Ida Janke und Ingrid Janke,
Neudietendorf / Erfurt, Sommer
1967.



Arndt (1942) u. Ingrid Schumann (1945), geb. Janke,
Goldene Hochzeit, 2019, Dresden.



Fred Koch (1939) u. Lena, geb. Jozefowski
(1949), Oma Luise sowie Iris u. Linda m. Hund

recht, geborene Reister, nach Kanada gibt es die folgenden Informationen:
Danach soll Jakob Koch im November 1907 mit seiner zehnköpfigen Familie in der Einwanderungsstelle in Ellis Island/ New York registriert worden sein, um weiter nach Tree Hills in die Provinz

Alberta/Kanada zu reisen. Als Ehefrau wurde Barbara Albrecht aufgeführt. Bereits einige Jahre vorher war Philipp Koch (1873– ?), ein Sohn aus der ersten Ehe von Jakob Koch, nach Kanada gegangen. Er hatte für den Vater einen Bauernhof erworben, der für die große Familie

die neue Heimat werden sollte. Kurz nach der Ankunft auf der Farm verstarb Jakob Koch, mit nur 59 Jahren.

Die Fortsetzung dieser Familiengeschichte erscheint in einer der nächsten Ausgaben des Mitteilungsblattes.

Das Schlachtefest

*Auf dem Lande war es Sitte und Brauch,
etwas Kräftiges brauchte der Bauch.
Drum wurde jedes Jahr
ein Schwein gemästet, das war klar.
3–4 Zentner musste es auf die Waage bringen,
sonst konnte der Schlachteplan nicht gelingen.*

*Die Vorbereitungen nahmen viel Zeit in Kauf,
an Zutaten wurden gebraucht ein großer Hauf.
Ob es Mollen waren,
oder Heizmaterial zum Garen.
An Gewürzen und Därmen durfte es nicht fehlen
und natürlich ein paar Flaschen für die durstigen Kehlen.*

*Am Schlachtetag wurde früh aufgestanden,
bis der Fleischer kam, war schon kochendes Wasser vorhanden.
Behutsam wurde das Schwein aus dem Stall geführt,
es kam sich vor, wie gekürt.
Dann setzte der Fleischer den Bolzen an
und das Schlachtefest begann.*

*Am Anfang haben sich einige verdrückt,
denn das Blutrühren war nicht entzückt.
Emsig und mit viel Mühe
ging es ans Schaben der Borsten mit der heißen Brüh.
Kaum war das Schwein mit der Leiter aufgestellt nach oben,
wurde schnell ein „Korn“ in die Kelle geschoben.
Der Fleischer sagte: „Wenn das Schwein am Haken hängt,
wird einer eingeschenkt.“
Es sollte viel Glück bringen
und das Schlachtefest gut gelingen.*

*Aufgeschlitzt wurde der Bauch,
die herausgezogenen Innereien und Därme benötigte man auch.
Der Fleischbeschauer nahm eine Probe geschwind,
ob Trichine im Schweine sind.*



*Beim Schlachtefest herrschte
fröhliches Treiben.
Hier auf dem Hof von Gottbilde
Kappel in Arzis.*

*Bild: Archiv
Heimatmuseum*

*Stück für Stück wurde das Schwein zerlegt,
wer öfters dabei war, wusste wie es geht.*

*Ein Teil kam gleich in den Kochkessel hinein,
zu Mittag sollte Stiefelfleisch auf dem Tische sein.
Einmal kam ein Teil Fleisch durch den Fleischwolf im Nu,
denn der Märbraten gehörte dazu.
Viele Wünsche standen an,
es wurde verarbeitet, was man kann.*

*Wurde die Kochwurst aus dem Kessel genommen,
sind die Kinder an die Reih gekommen.
Denn gute Freunde, Nachbarn und Verwandte wurden bedacht,
mit einem Topf Wurstduppe und Frischem vom Geschlacht.
Mit Freude wurde der Dienst übernommen,
Kleingeld, Bonbons oder Schokolade haben sie dafür bekommen.
Während des Schlachtens gab es auch so manchen Kek,
einige schickte man nach der Steinpresse weg.*

*Der Schweineschwanz wurde stets einem angebracht,
darüber wurde oft gelacht.
Im Laufe des Nachmittags war es dann soweit,
die Würstgläser, die Würste, der Schinken, das
Fleisch waren zur Haltbarmachung bereit.
Die Mühe und Arbeit waren bald vergessen,
denn es gab den Winter über reichlich zu essen.*

Lilli Abel

Karl Rüb – Pionier, Wegbereiter und Visionär – Teil 2

Teil 1 finden Sie in der Dezember-Ausgabe des Mitteilungsblattes, S. 15 ff.

HARTMUT KNOPP

Als Karl Rüb Stuttgart erreichte, war er entsetzt. Stuttgart, nach Dresden vielleicht die schönste deutsche Großstadt, war weitgehend zerstört. Über 40.000 Gebäude waren kaum bewohnbare Ruinen. Die Opfer des Bombenkrieges waren wegen der guten Luftschutzmöglichkeiten in Stuttgart relativ gering, aber wo sollten die Ausgebombten, die Flüchtlinge und Vertriebenen und wo auch die heimat-suchenden Bessarabier und Dobrudscha-deutschen unterkommen können? Es war ihm ein Anliegen, die Schwabenumsiedler, wie er sie immer bezeichnete, in ihre „Ur-heimat“ zurückzuführen, von wo sie vor vier Generationen den Weg in die südrussische Steppe genommen hatten. Württemberg hatte im Krieg einen Blutzoll von etwa 120.000 Menschen zu beklagen. Diesen Platz zu füllen und mit seinen Landsleuten das Land wieder aufzubauen – das war die Vision Karl Rübs.

In Stuttgart angekommen, gelang es ihm, Dr. Theodor Wanner ausfindig zu machen. Mit ihm diskutierte er seine Denkschrift. Es lag ihm daran, die Situation seiner Landsleute zu beschreiben und vor allem darzustellen, wie sie unverschuldet in diese Notlage gekommen waren. Die Denkschrift verdeutlicht daher zunächst die Gründe für die Umsiedlung, die Ansiedlung in Polen und die Flucht aus dem Osten. Sie seien „heimatlos in der deutschen Heimat“ mit dem Verlust aller Habseligkeiten. Die Situation der Flüchtlinge sei wie die der Totalbombengeschädigten, aber diese hätten wenigstens noch ihren Grund und Boden. Ziel sei es, Hilfe zur Selbsthilfe zu geben, damit sich diese aus ihrer Misere herausarbeiten könnten. Hier könnte der Kirche eine wichtige Aufgabe erwachsen. Karl Rüb: „Ich kenne meine Landsleute. Sie würden, wie ihre Vorfahren, jede kleinste Möglichkeit nutzen, um aus dem Zustand dieser Armut und Misere herauszukommen.“

In den Besatzungszonen herrschte ein striktes Koalitionsverbot, das bedeutet, allen Flüchtlingen und Vertriebenen war die Gründung eigener Parteien oder Organisationen mit politischer Zielsetzung verboten. Aktivitäten der Kirchen im Bereich der Verkündigung, Seelsorge und Diakonie waren hingegen zulässig. Daher wandte sich Karl Rüb an Oberkirchenrat Sautter von der Evangelischen Landeskirche in Stuttgart, der seine Denkschrift sorgfältig las und sie Landesbischof Wurm vorlegte.

Am 2. Juli 1945, seinem 49. Geburtstag, erhielt er die Mitteilung, dass die Landeskirche ein „Hilfswerk für evangelische Umsiedler“ gründen werde und er selbst als Leiter dieses Hilfswerkes berufen werde. Damit war das Hilfswerk die allererste Flüchtlingsorganisation nach dem II. Weltkrieg in Deutschland. Eine erste Geschäftsstelle konnte Karl Rüb in zwei kleinen Räumen in einer gerade noch bewohnbaren Ruine einrichten. Tagsüber dienten die beiden Zimmer als Büro und Anlaufstelle für Hilfesuchende. Abends wurde alles zur Seite geräumt und Matratzen für eine notdürftige Unterkunft ausgelegt. Frau (damals Fräulein!) Meta Mehlhaf war jahrelang Sekretärin und die gute Seele des Hilfswerkes, die sich bis zur Erschöpfung für das Hilfswerk engagierte.

Werbung für diese Anlaufstelle zu machen, war völlig unnötig. Prof. Siegmund Ziebart schildert in seinem Buch über Karl Rüb, dass er nach seiner Entlassung vom Militär mit zwei Papieren nach Stuttgart gekommen war. Eines war der Entlassungsschein der Wehrmacht, auf dem anderen stand: „Dipl. Ing. Karl Rüb, Stuttgart, Moltkestraße 87, bei Fr. Schick klingeln.“

Er schreibt weiter: „[Dieses Buch] soll ein Dank sein an Dipl. Ing. Karl Rüb für seinen großen Einsatz, mit dem er im Chaos der Nachkriegszeit eine Kerze zu entzünden vermochte, die vielen Landsleuten aus Not und Heimatlosigkeit einen Weg gezeigt hat...“

In kürzester Zeit zirkulierte diese Adresse in ganz Deutschland. Durch Flucht und Vertreibung waren die Bessarabier und Dobrudscha-deutschen über ganz Deutschland, schwerpunktmäßig im norddeutschen Raum, verstreut. Es war also zunächst existenziell wichtig, Information über den Verbleib von Angehörigen zu erhalten, aber wer mit ihnen nach Württemberg, in die Heimat der Vorfahren, kommen wollte, brauchte dazu eine Zuzugsgenehmigung. Diese war zwingend erforderlich, um Lebensmittelkarten und die Zuweisung einer Unterkunft durch lokale Behörden zu erhalten.

Das Hilfswerk Rüb erhielt vom Innenministerium das Recht, Zuzugsgenehmigungen in eigener Regie für zunächst 5.000, später 15.000 Landsleute auszustellen, eine Ermächtigung, die ja eigentlich eine staatliche Aufgabe war. Grundsätzlich musste für jede Person über 18 Jahren eine eigene Zuzugsgenehmigung ausge-



Aus dem Archiv des Bessarabiendeutschen Vereins

stellt werden. Die Praxis sah hingegen so aus: Die vom Ministerium abgestempelten und dann von Karl Rüb unterschriebenen Anträge wurden an Zuzugswillige per Post versandt, diese trugen meist noch weitere Familienangehörige ein, bisweilen auch weitere Landsleute. Es gab sogar Fälle, wo Zuzugsgenehmigungen einfach per Schreibmaschine abgeschrieben wurden und mit „gez. Rüb“ versehen wurden. Es sind keinerlei Beanstandungen bekannt geworden, offensichtlich waren viele Ortsbehörden froh, dass die Flüchtlinge aus ihrem Bereich nach Württemberg weiterzogen. Damit schwoll aber der Zuzug nach Stuttgart zu einer unkontrollierbaren Lawine an. Es sind schließlich etwa 35.000 Landsleute gekommen.

Die Aufgaben des Hilfswerkes Rüb wuchsen in gleichem Maße. Bereits nach einem Jahr, anlässlich des 50. Geburtstags von Karl Rüb, wurde die unten stehende Photographie gemacht. Inzwischen war das Hilfswerk in eine größere Geschäftsstelle in der Johannesstraße 23 umgezogen. Weitere Mitarbeiter waren noch im Außeneinsatz unterwegs, insgesamt waren über 50 Personen beschäftigt.

Hauptaufgabe der Geschäftsstelle war zunächst der Erfassungs- und Auskunftsdienst. Dann mussten Unterkünfte organisiert werden, zunächst vorläufig in Lagern, die ja auch verwaltet werden mussten und Lebensmittel bereitgestellt werden. Eine weitere Aufgabe war die Überlassung von Bezugsscheinen für Bekleidung, Wohnungseinrichtungen und Gebrauchsgegenständen, da viele Flüchtlinge ja all ihre Habe verloren hatten.

Dazu wurden auch eine Frauennähstube und eine Färberei gegründet. Eine schwierige Herausforderung war die Stellenvermittlung, die Bereitstellung von Werkzeugen für Handwerker und die Ermittlung von Unterlagen für verlorengegangene Papiere etwa für Lehrer und Geistliche. Daneben gab es ein Referat, das sich um Rechts- und Vermögensangelegenheiten kümmerte und Unternehmensgründungen förderte. In geringem Umfang konnte auch eine Sozialfürsorge geleistet werden. Zusätzlich musste man sich um die Buchhaltung, das Bank- und Versicherungswesen kümmern. Es gab aber auch Aufgaben, an die man zunächst gar nicht denkt, etwa die Futtermittelbeschaffung für über 1.000 Pferde, wenn Landsleute mit ihren Gespannen angekommen waren. Die Stadt Stuttgart war sehr dankbar, dass die Bessarabier sich in hohem Maße für die Trümmerbeseitigung in der Stadt (für Ortskundige: auf den „Monte Scherbelino“) engagierte. Für die Anreisenden mit der Eisenbahn mussten ab der Zonengrenzen Treckbegleiter gefunden werden und Verwalter für die ersten Aufnahmelaager. Daneben gab es noch den enormen Publikums- und Postverkehr, die Gespräche mit den verschiedensten Behörden, in Entnazifizierungsgremien und die Erstellung und Verbreitung von Mitteilungsblättern (sogenannte „Zwischenberichte“) für die nach Informationen dürstenden Landsleute.

Ende 1945 kam die Befürchtung auf, die Sowjetunion verlange die Repatriierung der aus ihrem Staatsgebiet umgesiedelten Deutschen. Dies sorgte verständlicherweise für enorme Angst und Unruhe unter den Landsleuten. Karl Rüb informierte sie über die Staatsverträge, die den Status der Bessarabier als deutsche Staatsbürger eindeutig klärte. Er wandte sich aber auch unverzüglich an die Württembergische Landeskirche mit der Bitte, in Zusammenarbeit mit der amerikanischen Militärregierung zu intervenieren. Da es auch mennonitische, baptistische und katholische Umsiedler gab, regte er an, den ökumenischen Weltrat der Kirchen in Genf einzuschalten. Diese Sorgen erwiesen sich zwar letztendlich als unbegründet, aber Rüb hatte stets Gesprächsbedarf mit kirchlichen und staatlichen Stellen.

In diesen Monaten arbeitete Karl Rüb bis zum absoluten Limit bis spät in die Nacht.

Da es noch keine zentrale Behörde zur Weiterleitung der Geflüchteten gab, musste Karl Rüb im Land herumreisen und mit jedem einzelnen Landrat über die Aufnahme verhandeln. Das war oft äußerst schwierig und zermürbend, da die



Aus dem Archiv des Bessarabiendeutschen Vereins

örtlichen Behörden ja für die Ankommenenden Wohnraum beschaffen mussten. Rüb versuchte, möglichst zusammengehörige Gruppierungen zu finden. So wurde beispielsweise der Kreis Heilbronn ein Zentrum für die Umsiedler aus der Dobrudscha und der damalige Kreis Nürtingen für die Sarataer.

Im Frühjahr 1946 begann der „Große Schwabenzug“. Der Hauptbahnhof Stuttgart war in kürzester Zeit mit Zügen von jeweils 40 bis 60 Waggons so blockiert, dass die Transporte in die Bahnhöfe der Nachbarstädte umgeleitet werden mussten. Zeitweise lagerten an den Bahnhöfen der Region über 3.000 Personen, die gepflegt und untergebracht werden mussten. Mit dem neuen Oberbürgermeister Klett hatte Karl Rüb ein gutes Verhältnis. Dieser konnte ihm zwei Barackenlager in Stuttgart Zuffenhausen mit jeweils 500 Plätzen zur Verfügung stellen, in der Nähe des Stuttgarter Hauptbahnhofs entstand eine Umsiedler-Herberge als erste Anlaufstelle. Dort konnten notdürftig auch 40 Personen übernachten und es wurden Essen ausgegeben – bis Herbst 1949 insgesamt über 100.000 Mahlzeiten.

Neben all diesen Aufgaben hatte Karl Rüb noch die Kraft, verschiedene Ehrenämter auszuüben. Es war dies die Mitarbeit im Landesausschuss für Flüchtlinge und Vertriebene beim Innenministerium, im Flüchtlingsausschuss des Wirtschaftsministeriums, im Hauptausschuss für die Entnazifizierung der Flüchtlinge und Vertriebenen im „Ministerium für politische Befreiung“ und im Hilfsverband der Neubürger in Stuttgart übernahm er den stellvertretenden Vorsitz. Daneben musste er sich mit Plänen aus Reihen der Bessarabier auseinandersetzen, mit der gesamten Volksgruppe auszuwandern und eine neue Heimat in Paraguay zu suchen. Karl Rüb versuchte dies unter allen Umständen zu verhindern, es hätte wohl zu

einer Katastrophe geführt. Zum Glück zerschlugen sich derartige Pläne.

Nach Ende der ersten Notzeit wurden neue Strukturen geschaffen. Die evangelische Kirche Deutschlands gründete für alle ehemaligen Ostkirchen Hilfskomitees, die von den früheren Vorsitzenden der kirchlichen Organisationen geleitet werden sollte, im Falle Bessarabiens von Oberpastor Immanuel Baumann. Diese Hilfskomitees waren jedoch im Gegensatz zum bisherigen Hilfswerk viel stärker kirchlich und seelsorgerlich ausgerichtet und hatten auch nur wenige Mitarbeiter für ihre Aufgaben. Die Württembergische Landeskirche konnte aber nun nicht dieses Hilfskomitee und zusätzlich das Hilfswerk Rüb unterstützen. Dieser bereitete daher die Gründung einer „Gemeinschaft der deutschen Umsiedler aus Bessarabien“ vor, die der Vorläufer der Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen werden sollte. Nach Wahlen auf Gemeinde-, Kreis- und Landesebene kam es am 29. Oktober 1949 in Stuttgart zur Gründungsversammlung und zur Wahl des Vorsitzenden.

Das Ergebnis lautete: Karl Rüb 3 Stimmen, der bereits pensionierte frühere Lehrer am Gymnasium Tarutino, Christian Kalmbach, 17 Stimmen.

Was war geschehen? Ganz offensichtlich hatten Vertreter der alten Garde des Deutschen Gaurates für Bessarabien mit ihrem „Gauleiter“ Otto Broneske (Originalzitat aus seiner Rede am 5. Februar 1938: „... Wir wollen einen Strich machen unter das, was war... und zusammen am Bau einer gesunden und heiligen nationalsozialistischen Volksgemeinschaft arbeiten!“...) erfolgreich gegen Karl Rüb intrigiert. Dieser hatte sich jahrelang um Hilfe für seine Landsleute bemüht und nicht darum, das Netzwerk der Männer aus der Erneuerungsbewegung wieder zu knüpfen.

Im Jahre 1950 schrieb Broneske an einen Bekannten: „Fürs erste ist Karl Rüb durch ein k.o. in der ersten Runde im Boxkampf aus der Arena ausgeschieden. Dann ließen wir Kalmbach ein paar erfolgreiche Schläge austeilten und machten ihn zum Präsidenten der Gemeinschaft. Wir nehmen eine abwartende Haltung ein. Später werden wir schon die richtige Lösung finden ...“. Die richtige Lösung lautete wie folgt: 1953 wurde Kalmbach zum Rücktritt gedrängt und Broneske wurde bis 1976 Bundesvorsitzender. Die „alten Kameraden“ der 30er Jahre nahmen die zentralen Posi-

tionen in der Landmannschaft ein. Die „bessarabische Restauration“ begann, ein Prozess, der in ähnlicher Form in vielen anderen Landmannschaften ablief. Und Karl Rüb? Enttäuscht und gesundheitlich angeschlagen zog er sich ins Privatleben zurück. Er nahm seinen früheren Beruf wieder auf und wurde erfolgreicher Sachverständiger für das Württembergische Wirtschafts- und Finanzministerium und Gutachter in der Maschinenbaubranche, daneben gründete er ein eigenes Konstruktions- und Treuhandbüro. Er starb am 8. Februar 1970 mit gerade 74 Jahren.

Leider blieb er für lange Zeit vergessen. Während der bessarabischen Restauration kam keinerlei Würdigung für den Mann, der Hilfestellung in den ersten Nachkriegsjahren organisiert, zehntausenden von Landsleuten eine neue Heimat geschaffen und das Hilfswerk als ersten Vorläufer der späteren Landmannschaft aufgebaut hatte. Anlässlich seines Todes erschien nicht einmal ein Nachruf im Mitteilungsblatt. Erst in den 1990er Jahren begann man sich seiner wieder zu erinnern und ihn zu würdigen. Er hat es wie kaum ein anderer verdient.

Aus dem Museum

Das „Zackel“ – eine geklöppelte Kostbarkeit

EVA HÖLLWARTH

In einer der Schubladen – in der Kommode im Museum – besitzen wir einige geklöppelte Dreieckstücher, in Bessarabien genannt „Zackel“.

Ein weiteres Exemplar befindet sich in einem der Schaukästen im Saal bei den Textilien.

Nur zum Kirchgang oder bei besonders feierlichen Anlässen benützten die Frauen in Bessarabien diese wertvollen geklöppelten Spitzentücher als Kopfbedeckung. Das Klöppeln ist eine eigenständige Handarbeitstechnik, bei der mittels Klöppel

(spindelförmige, meist aus Holz gefertigte Spulen) und dem daran aufgewickelten Garn, verschiedenartige Spitzen gefertigt wurden.

Die Herstellung der Handklöppelspitze beruht beim systematischen Wechsel von Verdrehen – Verkreuzen – Verknüpfen – Verschlingen von Fäden im Mehrfachsystem. Die Klöppel sind zumeist paarweise an einem Klöppelkissen befestigt.

Grundlage für die Fertigung einer jeden echten Spitze ist die Mustervorlage – der Klöppelbrief.

Das am häufigsten benutzte Material für Klöppelspitzen ist Leinwandgarn, da die Fä-

den sehr reißfest sind. Es werden aber auch Seiden- oder Baumwollgarn verwendet. (Quelle: zum Teil aus Wikipedia)

Ella Winkler-Lütze und hier ganz besonders Kuni Jauch, hatten in der Vergangenheit ausführlich im Mitteilungsblatt über das Entstehen des Klöppelns in Bessarabien berichtet. Der Bericht von Kuni Jauch ist sogar in einem Fachblatt für Klöppeln erschienen.

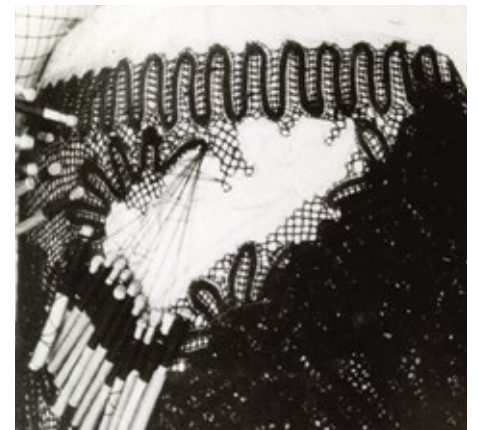
Das Klöppeln erlebte seither Höhen und Tiefen. Wurde früher vor allem zum Broterwerb geklöppelt, haben heutzutage viele diese Kunst als begeisterndes Hobby entdeckt.



Das wertvolle Tuch wird präsentiert



Mit Hilfe der Klöppel werden verschiedene Spitzen gefertigt



Vorlage für die schönen Muster



So sehen die fertigen „Zackel“ aus

Jahreslosung 2021

Barmherzigkeit Gottes – Barmherzigkeit der Menschen

„Jesus Christus spricht: Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist!“
Lk 6,36

PASTOR I. R. ARNULF BAUMANN,
Wolfsburg

Eine Frage vorweg: Wann zuletzt haben Sie von „Barmherzigkeit“ gesprochen? Ich vermute, dass das schon eine Weile her ist. Unsere Sprache verändert sich ständig, und Worte aus dem christlichen Sprachschatz verschwinden aus ihr im gleichen Maße, wie der Anteil der Christen an der Bevölkerung unseres Landes zurückgeht, sogar bei den Christen selbst. „Barmherzigkeit“ – das klingt irgendwie altmodisch, verstaubt. Heute ist Selbstbewusstsein angesagt: Selbstverwirklichung, Egoismus, ja Egomanie, wie sie der abgewählte US-Präsident verkörpert, der wie einst Pippi Langstrumpf sich die Welt so zurechtlegt, „wie sie ihm gefällt“. Und was soll man zu den Corona-Leugnern bei uns sagen, die meinen, das Corona-Virus sei keine tödliche Gefahr, wenn sie das nur laut genug behaupten? Wievielt Schaden sie dadurch anderen zufügen, ist ihnen – wie man so sagt – völlig schnuppe. Hauptsache, sie selbst fühlen sich wohl dabei. Jeder ist sich selbst der Nächste...

Die Bibel sieht das völlig anders. Barmherzigkeit ist eines ihrer zentralen Worte. Im Alten Testament ist es Bestandteil des Glaubensbekenntnisses „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte“ (Psalm 103, 8), das in mancherlei Abwandlungen an vielen weiteren Stellen begegnet. Es zeichnet ein Bild von Gott, das für manche überraschend sein dürfte: Gott wird nicht als ein Strafender

verstanden, der jede Übertretung seiner Gebote kleinlich registriert, um die verdiente Strafe eiskalt darauf folgen zu lassen. Vielmehr erwartet man Mitgefühl von ihm, Zuwendung und Geduld – mit einem Wort: Liebe. Diese warmherzige Vorstellung von Gott, der sich um die Menschen kümmert, mit ihnen fühlt, ihre Schmerzen und Nöte auf sich wirken lässt, mit ihnen mitleidet, steht im Zentrum der biblischen Botschaft.

Jesus Christus hat noch hinzugefügt, was das für uns Menschen bedeutet: Der barmherzige Gott will uns Menschen dazu ermutigen, selbst barmherzig zu sein: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist“ heißt es in dem Satz, der für dieses Jahr zur Jahreslosung bestimmt wurde (Lukas 6, 36). Ein barmherziger, mitfühlender, liebender Gott will uns dazu bringen, selbst auch barmherzig, warmherzig, liebevoll zu sein.

Unsere Vorfahren haben das gewusst. Sie waren nicht perfekt in der Umsetzung dieses Wissens. Aber als sie wenige Jahrzehnte nach der Ansiedlung in Bessarabien mit all ihren Anfangsschwierigkeiten etwas für die Schwächsten in ihrem Umfeld tun wollten, haben sie das Alexander-Asyl in Sarata mit Bedacht „Barmherzigkeitsanstalt“ genannt und haben diese in der Folgezeit unter großen Anstrengungen immer weiter ausgebaut. Sie wollten, dass die Barmherzigkeit unter ihnen einen Ort bekam, der sein wärmendes Licht in allen Bereichen verbreiten sollte. (Sie konnten nicht ahnen, dass in Deutschland einmal eine Herrschaft der Unbarmherzigkeit an die Macht kommen würde, der dann auch viele pflegebedürftige Angehörige zum Opfer fielen. Das Schicksal der „Verschwundenen Umsiedler“ ist eine

bleibende Warnung, wohin wir kommen, wenn Barmherzigkeit in Vergessenheit gerät und Unbarmherzigkeit, Gefühllosigkeit, Egoismus sich ausbreiten.)

Barmherzigkeit ist wichtig, nach wie vor. Die Durchsetzung der eigenen Wünsche, ohne Rücksicht auf das Wohlergehen der anderen, wirkt zerstörend, lässt das Klima unter den Menschen immer kälter werden. Wo die Zuwendung zu denen, denen es schlechter geht, hochgehalten wird, breitet sich Warmherzigkeit aus, Anteilnahme, Hilfsbereitschaft. Eiskalte Egoisten schaden nicht nur anderen, sondern sich selbst am meisten. Der barmherzige Gott will uns zu barmherzigen Menschen machen, die Wärme um sich verbreiten, Mitgefühl, Nächstenliebe. Unter barmherzigen Menschen lässt sich gut leben.

Welche Freude

*Wie wird es sein am Ende,
werden wir beimkommen,
einen Platz haben bei den Erlösten?
Können wir alles zurücklassen,
was wir mit uns herumschleppen,
was uns das Leben schwer macht?
Danach sehne ich mich.
Ausruhen im Frieden der Ewigkeit,
keine Angst mehr, kein Weh,
nur noch Gnade und Liebe
und das Schauen dessen,
was wir geglaubt haben.
Unbegreiflich und unvorstellbar das
Glück, wenn wir einstimmen dürfen
in den Lobgesang der Himmlischen
Chöre. Was wird das für Freude sein!*

Ilse Müller, geb. Büchle aus Klöstitz

2021 – Festjahr zum Thema „jüdisches Leben in Deutschland“

Unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier wird es im Jahr 2021 eine ganze Reihe von Veranstaltungen und Initiativen geben, die sich angesichts des wachsenden Antisemitismus für ein stärkeres Miteinander von Christen und Juden einsetzen. Auch der Bessarabiendeutsche Verein e.V. wurde darauf angesprochen und möchte sich daran beteiligen.

In diesem Zusammenhang ist es als Glücksfall zu betrachten, dass ich 2017 von Frau Gertrud Effinger auf ihren Verwandten, den Diplombiologen und Biolandwirt Woldemar

Mammel aufmerksam gemacht wurde mit der Bitte, doch über ihn im Mitteilungsblatt zu schreiben. Mein diesbezüglicher Bericht erschien im MB April 2017 mit dem Titel „Woldemar Mammel und die Alb-Leisa“. Zusammen mit meiner Frau besuchte ich den sehr engagierten Naturschützer im Sommer 2017 auf seinem Biolandhof in Lauterach auf der Schwäbischen Alb. Es blieb während dieses mehrstündigen Besuchs nicht allein beim Thema Alblinsen und biologischer Anbau, sondern zu meiner Überraschung wollte er sich als 1942 im Warthegau geborener Sohn

bessarabiendeutscher Eltern mit mir vor allem über Bessarabien unterhalten. Aus diesem Besuch entstand eine vertraute Freundschaft. In Telefongesprächen wurde u.a. deutlich, welche Bedeutung das Jiddische im Leben seiner Verwandten hatte. „Wolde“ hat nun über das Zusammenleben von Juden und Deutschen in den bessarabischen Gemeinden Tarutino und Arzis verschiedene hochinteressante Kapitel geschrieben, die in den folgenden Mitteilungsblättern erscheinen sollen.

Heinz Fieß

Die Einleitung dazu ist im Folgenden zu lesen:

Lomir redn Jiddisch

WOLDEMAM MAMMEL

Es war in den 1950er Jahren. Nach Krieg und Flucht wohnten wir hier in Baden-Württemberg bereits im eigenen Häusle. Und ich erinnere mich noch genau an so manche Sonntagnachmittage bei uns zu Hause in der Wohnstube.

Oma und Opa, meine Eltern, ein paar Verwandte und Bekannte füllten lautstark den Raum mit viel Gelächter und Geschichten. Ein Stimmengewirr aus Hochdeutsch und Schwäbisch, plattdeutschen, russischen und rumänischen Sätzen. Und dazwischen immer wieder Witze auf Jiddisch. Bis ich plötzlich hörte – ich hab's noch genau im Ohr: *nu lomir redn jiddisch*/Reden wir doch Jiddisch.

Saßen da etwa osteuropäische Juden Tee trinkend beieinander? Vielleicht DiPis (D.P.s), „Displaced Persons“? Entwurzelte und hier Gestrandete, die sich eine neue Heimat suchten? Mein Vater hatte von ihnen erzählt.

Ich durfte in dieser Runde das neugierige Mäusle spielen, ging von Tasse zu Tasse und schenkte Tschaj nach, Schwarzen Tee. *A glejst tej far die interbalting*/ein Gläschen Tee zur Unterhaltung, meinte meine Oma, das gehöre einfach dazu.

Nein, das waren keine jüdischen D.P.s. Das waren lauter *gojische datsche*/nichtjüdische Deutsche, die hier in Württemberg versuchten, Wurzeln zu schlagen.

Sie stammten alle aus Bessarabien, diesem Land zwischen den Flüssen Pruth und Dnjester, zwischen Rumänien und der Ukraine. Ein Land, das heute auf keiner Landkarte mehr zu finden ist. Im Norden hat sich die ehemalige Sowjetrepublik Moldawien selbständig gemacht. Der Süden, ein fruchtbares Steppengebiet, der so genannte Budschak, gehört heute zur Ukraine. Zwischen 1813 und 1940 haben dort deutsche Auswanderer gelebt und über 100 Siedlungen gegründet.

In einem jiddischen Sprichwort wird ein Goj, der Jiddisch spricht, verglichen mit

einer Henne, die kräht wie ein Hahn. Also *a goj wos schmust jiddisch* – das ist für Juden schwer vorstellbar.

Für mich als Jugendlicher war es das Normalste von der Welt, dass die ganze *mes-buche*/die Großfamilie, Jiddisch hat reden oder zumindest verstehen können.

Ja, ich dachte damals sogar, dass wohl jeder deutschstämmige Bessaraber die jiddische Sprache mehr oder weniger beherrschen würde. Russisch oder Rumänisch konnten doch auch fast alle. Und gekräht hat bei uns nur der Gockeler.

Lang ist es her, dass in unserer Stube Jiddisch, Rumänisch und Schwäbisch gleichzeitig zu hören war. Vor ein paar Jahren nun stieß ich im Internet überraschend auf Texte jüdischer Bessaraber. Und was ich da lesen konnte, das hat mir sehr geholfen, unsere speziellen „Sprachabnormitäten“ besser zu verstehen.

Diese Texte sind Teile des *Yizkor Book Projects*, einer gigantischen Sammlung von Geschichten zur Erinnerung an die jüdischen Gemeinden Ost- und Zentraleuropas, die durch den Holocaust vernichtet worden sind.

Die Originaltexte wurden meist in Hebräisch und Jiddisch von überlebenden ehemaligen Bewohnern verfasst oder von jüdischen regionalen *landsmanschaftn* – nicht wundern, das Wort gibt's im Jiddischen auch.

Da viele Juden heutzutage weder Hebräisch noch Jiddisch verstehen können, sind schon einige dieser Berichte ins Englische übersetzt worden. Darunter auch – *maseltow*/was für ein Glück! – Geschichten aus Tarutino und Arzis, den beiden Heimatgemeinden meiner Vorfahren.

Achtung! Der Unbeschnittene versteht alles!

Im Band „Bilhorod-Dnistrows'kyj (Akkerman), Ukraine“ Seite 274 beschreibt der ehemalige Tarutinoer Schmuell Brilliant das sprachliche Zusammenleben von Juden und Deutschen folgendermaßen [übersetzt aus der englischen Version]:

„Fast alle Deutschen in Tarutino verstanden etwas Jiddisch. Deshalb achteten Juden darauf, wenn sie sich untereinander unterhielten,

ja keine [dem Deutschen ähnliche] Wörter zu benutzen, die die Deutschen vielleicht hätten verstehen können. Der Ausspruch „Der Unbeschnittene versteht alles“ war sehr verbreitet und diente als Warnung.“

Schmuell Brilliant fährt fort:

„Man erzählt sich auch eine Geschichte von zwei Deutschen aus Tarutino, die auf ihrem Weg nach Kischinau [der heutigen Hauptstadt von Moldawien] in einer jüdischen Gaststätte Halt machten und Wein bestellten. Wie sie aufbrechen wollten, nannte ihnen der Wirt den Preis, den sie bezahlen sollten. Aber die Deutschen waren nur bereit, den halben Preis zu bezahlen. Als der Jude fragte, was das zu bedeuten habe, antworteten sie: „Wir haben gehört, wie du die Bestellung deiner Frau weitergegeben hast und auf Hebräisch gesagt hast ‚halb Wasser‘. Und weil du uns also nur die Hälfte des Weins serviert hast, zahlen wir auch nur die Hälfte...“

Und weiter berichtet Brilliant:

„Die Fähigkeit von Deutschen, sich in Hebräisch und Jiddisch auszudrücken, rührte auch daher, dass einige deutsche Kinder zusammen mit den jüdischen den Chejder [die jüdische Grundschule] besuchten. Wir erinnern uns an einige: Sascha Bross, der später Rechtsanwalt wurde, Robert Hirschhorn, Bogner u. andere. Wir erinnern uns auch an einen Deutschen, den wir Wanka nannten. Er brachte immer Versandgüter vom Bahnhof und schrieb Mitteilungen auf Jiddisch an seine jüdischen Kunden...“

„Im Cheider lernten die deutschen Schüler alles, was die jüdischen auch lernten. Aber von zwei Aufgaben waren sie befreit: Vom Anlegen der Tfilin [der Gebetsriemen] und dem Aufsagen des Kiddusch [dem Segensspruch am Sabbatabend].

Wenn man das so betrachtet, dann war Tarutino schon eine einmalige Besonderheit in Bessarabien, und vielleicht sogar auf der ganzen Welt.“

Tajrer Schmuell, mach an ek!/Lieber Schmuell, übertreib's nicht! Die Tarutinoer könnten sonst platzen vor Stolz. Man kann's ja schier nicht glauben, aber wer weiß, vielleicht haben in Tarutino wirklich ein paar Hühner gekräht.

Fortsetzung mit anderen Schwerpunkten in den nächsten Mitteilungsblättern.

Spenden

Der Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins dankt allen Spenderinnen und Spendern herzlich für die Zuwendungen, die unser Verein in den zurückliegenden Monaten erhielt. Mit Ihren Spenden helfen Sie uns sehr, unsere satzungsgemäßen Aufgaben einschließlich der Bessarabienshilfe in guter Weise durchführen zu können. Bitte bleiben Sie uns auch zukünftig verbunden.

Brigitte Bornemann, Bundesvorsitzende

Vesperpause um 1998



Vesperpause um 1998

Ein Besuch in der alten Heimat, eine wohlverdiente Pause nach vielen Kilometern aufregender Fahrt.

Festgehalten ist diese Szene auf einem Aquarell von Hugo Nauenburg († 2018) aus dem Jahr 2005, zu sehen im Flur des Hauses der Bessarabiendeutschen.

Wer weiß, wie sich das junge Jahr 2021 noch entwickeln wird?

Hoffentlich können wir solche und ähnliche Augenblicke bald wieder selber erleben.

Neues aus dem Heimatmuseum – Aktuelle Anfragen an das Archiv

SIGRID STANDE

Es ist unsere Aufgabe im Archiv unseres Heimatmuseums, die Zeitdokumente der Geschichte der Bessarabiendeutschen zu sammeln und zu bewahren. Und noch immer wachsen unsere Bestände und damit unser Wissen, weil noch in so mancher Familie Zeitdokumente vorhanden sind und diese an unser Archiv abgegeben werden.

Doch nicht nur das Sammeln und Bewahren gehört zur Arbeit im Archiv, sondern auch das Nutzen und Weitergeben des gesammelten Wissens. Und so ist es keine Seltenheit, dass wir Besucher in unseren Archiven haben. Die Interessen und Themengebiete sind dabei unterschiedlich. Es sind Schüler, Studenten und auch Historiker, die sich für die unterschiedlichsten Themengebiete unserer Geschichte interessieren. Aber auch die privaten Familienforscher besuchen unsere Archive. Gerne sind wir bei ihren Recherchen behilflich. Und auch wir profitieren von diesen Besuchen. So können wir oft private Fotos in unsere Bestände übernehmen oder Kopien von mitgebrachten und für uns interessanten Dokumenten anfertigen. Und so manche geschriebene Schülerarbeit oder wissenschaftliche Arbeit können wir später in unsere Bestände aufnehmen.

Und nun möchte ich hier von Anfragen bzw. Zusammenarbeiten der jüngsten Vergangenheit berichten. Die Themen sind sehr ähnlich. Es geht dabei um die Umsiedlung vor 80 Jahren und die damit verbundenen Aufenthalte in den Umsiedlungslagern sowie um den später folgenden Dienst der jungen Männer in der deutschen Wehrmacht.

Die erste Anfrage, von der ich berichten möchte, war eine private Anfrage eines Familienforschers. Seine Angehörigen waren aus dem Heimatort Wischniowka in Bessarabien umgesiedelt worden. Er fragte an, nach Informationen zu ihrem Umsiedlungslager. Nun muss man wissen, zu den Aufenthalten in den Umsiedlungslagern gibt es keine vollständig erhaltenen Unterlagen. Selbst zu den 1940/1941 unterhaltenen Umsiedlungslagern gibt es keine Übersichten aus früherer Zeit.

Für das Buch: Die „Rückführung“ der Volksdeutschen am Beispiel der Bessarabiendeutschen – hat der Autor Heinz

Fieß mit der Unterstützung von Albert Häfner vom Archiv unseres Heimatmuseums eine solche Übersicht erarbeitet. Die im Buch veröffentlichte Übersicht dient uns nun als Wissensquelle, auch für solche Anfragen. So fanden wir darin für Wischinowka zwei Umsiedlungslager in Göggingen, Kreis Neustadt, und im Eichenstädter Hof in Straubingen in Niederbayern. Doch die Angehörigen waren in keinem dieser beiden genannten Umsiedlungslager. In der Familie war überliefert, dass man in einem Umsiedlungslager in Niederalteich in Bayern war.

Dem Familienforscher konnten wir in diesem Fall nicht helfen. Dieses Lager war uns bisher nicht bekannt und wir hatten dazu auch keinerlei Unterlagen. Doch unser Archiv konnte von dem Kontakt mit dem Familienforscher profitieren. Nicht nur, dass wir die Übersicht zu den Umsiedlungslagern um Niederalteich in Bayern ergänzen konnten, wir erhielten auch Informationen zu dem Kloster, in dem ein Teil der Umsiedler aus Wischniowka untergebracht war. So konnten wir durch den Fleiß dieses Familienforschers unser Wissen über die Umsiedlungslager erweitern.

Es war auch eine Anfrage nach einem Umsiedlungslager in Mühlhausen-Pfäferode, die dann zu einer, schon über ein Jahr andauernden, Zusammenarbeit mit Gudrun und Dr. Hans-Joachim Blankenburg führte. Ein erstes Buch von ihnen liegt uns vor, aber die Zusammenarbeit wird fortgesetzt. In unserem Mitteilungsblatt im Dezember 2020, S. 22 habe ich bereits über diese Zusammenarbeit berichtet.

Eine Anfrage ganz anderer Art erreichte mich im Frühjahr 2020 aus dem Elsass in Frankreich. Der Leiter der dortigen „Albert Schweitzer Jugend- und Bildungsstätte“ schrieb mir: „Ich bin Leiter einer Bildungsstätte im Elsass und möchte die Geschichte der Menschen, die auf dem benachbarten Soldatenfriedhof beerdigt sind, in einer Chronik erfassen und auch für unsere pädagogische Arbeit einsetzen.“ Bei dem Soldatenfriedhof handelt es sich um den vom „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“ unterhaltenen Soldatenfriedhof in Niederbronn-les-Bains im Elsass, Frankreich.

Diese Anfrage hatte mich sehr angesprochen und ich begann gleich mit der Arbeit. Die übermittelte Namensliste reduzierte sich bald auf acht Namen, da nicht alle Genannten auch wirklich aus Bessarabien kamen. Die umfassenden Sucharbeiten waren erfolgreich. Es war mir gelungen, für jeden Namen eines gefallenen Soldaten die Familie zu finden, aus der er kam. Die dazu übermittelten Unterlagen waren Auszüge aus Chroniken der Heimatorte, Fragebogen aus den Umsiedlungslagern sowie Familiendaten aus den Karteien unserer Archive.

Nur zu Oskar Hornung war es uns gelungen auch Fotos zu finden und einige persönliche Informationen zu ihm und seiner Familie.

Nun möchte ich die Gelegenheit nutzen und an dieser Stelle die Namen der acht gefallenen Soldaten, die auf dem Friedhof in Niederbronn-les-Bains eine letzte Ruhe- und Gedenkstätte gefunden haben, nennen.

Funk,	Kurt	geb. 16.07.1924	gest. 08.01.1945	Beresina
Hanschke,	Arthur	geb. 11.10.1916	gest. 08.12.1944	Sarata
Hornung,	Oskar	geb. 23.10.1920	gest. 18.01.1945	Demir-Chadschi
Kopp,	Josef	geb. 14.02.1923	gest. 23.01.1945	Emmental
Machau,	Bruno	geb. 28.04.1922	gest. 25.01.1945	Neu Alexandrowka
Stutz,	Arno	geb. 07.08.1921	gest. 03.01.1945	Plotzk
Werner,	Richard	geb. 02.12.1923	gest. 09.01.1945	Marieвка
Ziemann,	Gerhard	geb. 14.01.1923	gest. 04.01.1945	Neu Posttal

„Sollten sich unter Ihnen, liebe Leser, Angehörige der Gefallenen befinden, oder sind Ihnen die Gefallenen vielleicht aus Ihrem Heimatort bekannt, dann wären wir Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich in unserem Heimatmuseum melden würden!“

Doch mit der Übergabe der Familiendaten an den Leiter Bernard Klein, von der Albert-Schweitzer Jugend- und Bildungsstätte, war für mich das Thema noch nicht abgeschlossen. Ich wollte den deutschen Soldatenfriedhof in Niederbronn-les-Bains kennen lernen und so führen wir kurz entschlossen am 10. Oktober 2020 in das Elsass. Wir fanden einen sehr gut gepflegten Friedhof auf einer Anhöhe über der kleinen Stadt. Und in seiner Nachbarschaft gleich die Gebäude der Jugend- und Bildungsstätte. Am Ende des zweiten Weltkrieges hatten die Kämpfe auch diese schöne Gegend erreicht. Im Verlauf schwerer Kämpfe stießen die amerikanischen Streitkräfte auf heftigen deutschen Widerstand. Die Verluste waren auf beiden Seiten groß.

Angelegt wurde dieser Friedhof von den Amerikanern. Sie begruben hier ihre eigenen und auch die deutschen Gefallenen. Nach Kriegsende wurden die amerikanischen Gefallenen nach St. Avold, Lothringen, umgebettet. In den Jahren von 1961 bis 1966 hat der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge diesen Friedhof angelegt und gärtnerisch hergerichtet. So entstand für 15.427 deutsche Gefallene eine würdige Ruhestätte, die am 1. Oktober 1966 der Öffentlichkeit übergeben wurde. Wir suchten nacheinander die Gräber der oben genannten Bessarabiendeutschen auf.

Auf diesem Friedhof tragen die Grabkreuze auf beiden Seiten Beschriftun-



Bernard Klein arbeitet die Geschichte gefallener Soldaten auf

gen. Jeweils für zwei Tote sind die Namen, Geburts- und Sterbetag, der Dienstgrad sowie die Kennzeichnung der Grablage festgehalten. So bezeichnet jedes Kreuz den Ruheplatz für 4 Tote. Wir fanden 6 Grabkreuze in gutem Zustand, bei einem weiteren waren die Namenszüge schon verblichen und nur schwer lesbar.

Nur für Gerhard Ziemann gibt es kein Kreuz mit seinem Namen. Gerhard Ziemann ruht auf der Kriegsgräberstätte in Niederbronn-les-Bains unter den

Unbekannten. Bei den Umbettungsarbeiten in seinem ursprünglichen Grablageort konnte er nicht ohne Zweifel identifiziert werden, so dass er als ‚unbekannter Soldat‘ auf diesem Friedhof bestattet wurde.

Der Besuch dieses Soldatenfriedhofes war für uns sehr bewegend. Am Eingang zum Friedhof stehen die Worte: „Die Toten dieses Friedhofes mahnen zum Frieden.“

Und ich möchte gerne hinzu fügen: „Wir dürfen die gefallenen Soldaten nicht vergessen.“ Deshalb war es mir ein Anliegen, Herrn Bernard Klein in seinem Projekt und in seiner pädagogischen Arbeit zu unterstützen. Es würde uns sehr freuen, wenn auch die oben genannten, gefallenen bessarabiendeutschen Soldaten noch nicht vergessen wären. Es wäre schön, wenn von ihnen mehr bleiben könnte, als nur ein Name auf einem Grabkreuz.

Bitte melden Sie sich per E-Mail: verein@bessarabien.de oder unter der Telefon-Nr.: 0711-440077-0 in unserem Heimatmuseum bei Frau Standke (in der Regel am Dienstag anwesend) oder in unserer Geschäftsstelle.

Herzlichen Dank.



Soldatenfriedhof von Niederbronn-les-Bains im Elsass, Frankreich. Rechts im Hintergrund die Gedenkhalle



Albert Schweitzer Jugend- und Bildungsstätte

Alida Hiller, geborene Rauhut, in Jekaterinowka, 08.01.1931



*Geburtstag ist wohl ohne Frage
der schönste aller Erdentage.
Drum wollen wir keine Zeit verlieren,
zum Wiegenfest Dir gratulieren.
Wenn wir es auch nicht immer sagen,
wir wissen, was wir an Dir haben.
Denk stets daran, vergiss es nicht,
wir lieben und wir brauchen Dich.*

*Zu Deinem **90**sten Geburtstag am 8. Januar wünschen wir Dir
viel Gesundheit und Zufriedenheit.*

Rolf, Silvia, Iris, Dirk, Christopher und Catharina



Emma Schwandt

geb. Schreiber
aus Mariewka/Bessarabien
feiert am 30.01.2021
in Rot am See/Wallhausen
ihren

95. Geburtstag

Wir gratulieren dir ganz herzlich
und wünschen dir den Segen Gottes
und ein gutes neues Lebensjahr.

Deine Kinder

*Birgit, Lothar und Cornelia mit Ehepartnern,
neun Enkel und neun Urenkel*

Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen ...

Am 15.12.2020 durfte

Friedrich Wilhelm Büchle

geboren in Klöstitz/
Bessarabien, seinen

90. Geburtstag

in Trossingen feiern.



Weiterhin Gottes Segen und Gesundheit
wünschen von Herzen

*Deine Frau Berta und alle Kinder,
Enkel und Urenkel mit Familien*

Besuchen Sie unsere Homepage:
www.bessarabien.de

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß, homepage@bessarabien.de

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Redaktion: Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509 (Schriftleitung); Karl-Heinz Ulrich (Kirchliches Leben)

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle des Vereins zu erhalten.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben), Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover

Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,

Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42, BIC: SOLADEST600

STUTTGART 

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart